

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: [digibib.ub@uni-rostock.de](mailto:digibib.ub@uni-rostock.de).

Das PDF wurde erstellt am: 18.06.2024, 08:58 Uhr.

---

Wolfgang Eric Wagner   Alexander Gallus   Thomas Strothotte

## **Antrittsvorlesungen der Philosophischen Fakultät 2007 : akademische Festveranstaltung in der Aula der Universität am 23. Januar 2007**

Rostock: Universität Rostock, 2007

**<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1818009544>**

Druck   Freier  Zugang    All Rights Reserved   OCR-Volltext

ROSTOCKER UNIVERSITÄTSREDEN  
NEUE FOLGE

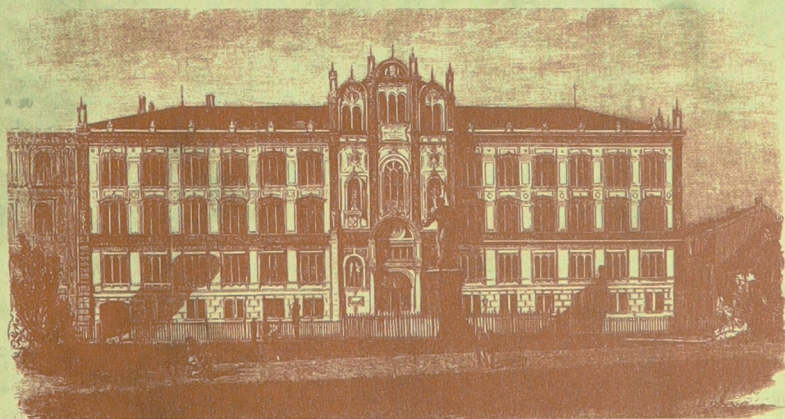
---

HEFT 16

ANTRITTSVORLESUNGEN  
DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT  
2007

PROF. DR. PHIL. WOLFGANG ERIC WAGNER

PROF. DR. PHIL. ALEXANDER GALLUS



Akademische Festveranstaltung  
in der Aula der Universität  
am 23. Januar 2007

UB Rostock

NMK  
ZA  
251  
(16)

UNIVERSITÄT ROSTOCK 2007



Universitäts  
Bibliothek  
Rostock

[https://purl.uni-rostock.de/  
/rosdok/ppn1818009544/phys\\_0001](https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1818009544/phys_0001)



In der Reihe  
ROSTOCKER UNIVERSITÄTSREDEN NEUE FOLGE  
sind bisher erschienen

Heft 1

INVESTITUR 1998 : Ansprache des scheidenden Rektors Prof. Dr. sc. nat. Gerhard Maeß, Rector magnificus 1990 bis 1998; Ansprache des neuen Rektors Prof. Dr. rer. nat. habil. Günther Wildenhain, Rector electus 1998 bis 2002, am 16. Oktober 1998 in der Universitätskirche, Kirche des Klosters zum Heiligen Kreuz, in Rostock. – Rostock : Univ., 1998. – 39 S. – Abb.

Heft 2

Eröffnung des Dokumentationszentrums des Landes [Mecklenburg-Vorpommern] für die Opfer deutscher Diktaturen : Reden zur Eröffnung am 16. September 1998 in Rostock. – Rostock : Univ., 1998. – 68 S. – Abb.

Heft 3

EHRENPROMOTIONEN DER THEOLOGISCHEN FAKULTÄT 1999. Akademischer Festakt in der Aula der Universität am 20. Januar 1999. – Rostock : Univ., 1999. – 63 S. – Abb. [Ehrenpromotion Joachim Gauck und Dr. Heinrich Rathke]

Heft 4

EHRENKOLLOQUIUM DER MEDIZINISCHEN FAKULTÄT FÜR ...HANS MORAL IN DER AULA AM 17. DEZEMBER 1999. – ROSTOCK : UNIV., 2001. – 47 S. – Abb. [Aus Anlass des 75. Jahrestages der Verleihung der Ehrendoktorwürde]

Heft 5

WANDLUNGEN GOTTES. BEITRÄGE EINER RINGVORLESUNG DER THEOLOGISCHEN FAKULTÄT zum 60. Todestag Ernst Barlachs von Hermann Michael Niemann, Eckart Reinmuth u. Gunnar Müller-Waldeck. – ROSTOCK : UNIV., 2001. – 92 S. – Abb.

Heft 6

FESTVERANSTALTUNG DER THEOLOGISCHEN FAKULTÄT FÜR EHRENSENATOR PROF. DR. THEOL. HABIL., DR. H. C. ERNST-RÜDIGER KIESOW : Aus Anlass seines 75. Geburtstages in der Aula der Universität am 9. April 2001. – ROSTOCK : UNIV., 2001. – 44 S. – 1 Portr.

Heft 7

KLEEMANN, CHRISTOPH: VON DEN SCHWIERIGKEITEN, DER EIGENEN GESCHICHTE INS AUGZU ZU SEHEN : VORTRAG in der Aula der Universität am 29. Juni 2001 aus Anlass des 10. Jahrestages der Gründung der Ehrenkommission an der Universität. Mit e. Geleitwort des Rektors Prof. Dr. Günther Wildenhain. – ROSTOCK : UNIV., 2002. – 28 S. – 1 Portr.

Heft 8

EHRENPROMOTION DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT 2001: PROF. DR. PHIL. HANS-JOCHEN GAMM... Akademischer Festakt in der Aula am 13. Juli 2001. – ROSTOCK : UNIV., 2002. – 61 S. – Abb.

ROSTOCKER UNIVERSITÄTSREDEN  
NEUE FOLGE HEFT 16



UB Rostock

28\$ 012 205 907







Die neuen Juniorprofessoren bei ihren Antrittsvorlesungen



ROSTOCKER UNIVERSITÄTSREDEN

NEUE FOLGE

HEFT 16

**ANTRITTSVORLESUNGEN  
DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT  
2007**

**PROF. DR. PHIL. WOLFGANG ERIC WAGNER**

*uxorati – conjugati – bigami*

„Die Verheirateten an der spätmittelalterlichen  
Universität“

und

**PROF. DR. PHIL. ALEXANDER GALLUS**

„Alternative Deutschlandbilder von Heinemann  
bis Havemann“

**Akademische Festveranstaltung  
in der  
Aula der Universität  
am  
23. Januar 2007**

UNIVERSITÄT ROSTOCK 2007

HERAUSGEBER: DER REKTOR DER UNIVERSITÄT ROSTOCK  
PROF. DR. THOMAS STROTHOTTE

REDAKTION UND OBERBIBLIOTHEKS RAT  
DRUCKVORLAGE: PROF. DR. PHIL. KARL-HEINZ JÜGELT  
BIBLIOTHEKSDIREKTOR & KUSTOS i. R.

CIP-KURZTITELAUFNABME: ANTRITTSVORLESUNGEN DER PHILOSOPHISCHEN FAKUL-  
TÄT 2007: PROF. DR. PHIL. WOLFGANG ERIC WAGNER: *uxorati-  
conjugati-bigami* „Die Verheirateten an der spätmittelalterlichen  
Universität“ und PROF. DR. PHIL. Alexander Gallus: „Alternative  
Deutschlandbilder von Heinemann bis Havemann“. - Aka-  
demische Festveranstaltung in der Aula der Universität am 23. Ja-  
nuar 2007. - ROSTOCK : UNIV., 2006. - 66 S. - Abb. (Rostocker Uni-  
versitätsreden : N.F. ; 16)

ZITATKURZTITEL: Rostocker Universitätsreden N. F.

ISSN 1437-4595

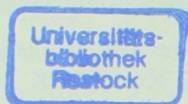
---

© Universität Rostock, 18051 Rostock

BEZUGSMÖGLICHKEITEN: Universität Rostock  
Universitätsbibliothek, Schriftentausch  
D-18051 Rostock  
Tel.: +49-381-498 8637  
Fax: +49-381-498 8632  
e-mail: maria.schumacher@uni-rostock.de

UNIVERSITÄT ROSTOCK  
Philosophische Fakultät  
Historisches Institut  
D-18051 Rostock  
Tel.: +49-381-498 2717  
Fax: +49-381-498 2720  
e-mail: britta.huebner@uni-rostock.de

DRUCK: Universitätsdruckerei Rostock 481/07



*NVK - ZA 257 (16)*



## Begrüßung

|                                                                            |   |
|----------------------------------------------------------------------------|---|
| Prof. Dr. phil. habil. WERNER MÜLLER<br>Dekan der Philosophischen Fakultät | 9 |
|----------------------------------------------------------------------------|---|

## Antrittsvorlesungen

|                                                                                                                                                                                                                                        |    |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Prof. Dr. phil. WOLFGANG ERIC WAGNER<br>Juniorprofessor für Mittelalterliche Geschichte und<br>Historische Hilfswissenschaften<br><i>uxorati – conjugati – bigami</i><br>Die Verheirateten an der spätmittelalterlichen<br>Universität | 15 |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|

|                                                                        |  |
|------------------------------------------------------------------------|--|
| Prof. Dr. phil. ALEXANDER GALLUS<br>Juniorprofessor für Zeitgeschichte |  |
|------------------------------------------------------------------------|--|

|                                                                                                                                                                         |    |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| „Wenn ich nach Dresden oder Rostock oder Berlin will, steige ich nicht in einen Zug nach Paris oder Rom ein“ - Alternative Deutschlandbilder von Heinemann bis Havemann | 43 |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|

## Anhang

|                                                                                           |    |
|-------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Offener Brief an den Vorsitzenden des Präsidiums des<br>Obersten Sowjets, Leonid Breshnew | 63 |
|-------------------------------------------------------------------------------------------|----|





## Begrüßung



Dekan Professor Werner Müller bei seinem Grußwort



Spectabilis, sehr geehrte Damen und Herren,  
aber vor allem: sehr geehrter Herr Wagner, sehr geehrter Herr Gallus,

die Philosophische Fakultät freut sich, zwei neu berufene Professoren in ihrer Mitte zu wissen, die im letzten Jahr zu Juniorprofessoren ernannt worden sind, im einen Fall für das Fachgebiet „Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften“, im anderen Fall für das Fachgebiet „Zeitgeschichte“. Sie sind also – unschwer sichtbar – dem Historischen Institut zugeordnet.

Wie Sie wissen, ist die Institution des Juniorprofessors eine Sache, die uns die Novellierung des Landes-Hochschulgesetzes aus dem Jahre 2002 beschert hat. Ich will es an dieser Stelle nicht verhehlen, dass die Universität und ihre Fakultäten diese Neuerung nicht gerade mit Euphorie zur Kenntnis genommen haben. Die Aufgaben einer Juniorprofessorin oder eines Juniorprofessors sind vielschichtig und komplex, die Anforderungen sind außerordentlich hoch. Sie haben den kompletten Pflichtkanon der Professoren abzudecken mit geringer Reduktion in der Lehre, zugleich aber müssen sie sich für eine „ordentliche“ Professur qualifizieren. Ich bin aber zugleich sicher, dass die Universität mit der Berufung der beiden neuen Kollegen, die heute ihre Antrittsvorlesungen halten werden, eine glückliche Hand besaß und in Forschung und Lehre gleichermaßen profilierte wie innovative Wissenschaftlerpersönlichkeiten gewonnen hat.

Da ich selbst Historiker bin, wird es Sie nicht verwundern, wenn ich Ihnen die beiden neuen Professoren in chronologischer Reihe vorstelle.

Herr Wolfgang Eric Wagner studierte Geschichte und Germanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. Nach seinem Examen war er zunächst für mehrere Jahre als wissenschaftlicher Mitarbeiter in zwei von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekten zur Geschichte des Mittelalters tätig, die sich schwerpunktmäßig dem mittelalterlichen Stiftungswesen widmeten. Seine Dissertation, die er 1999 verteidigte, griff ein Problem der mittelalterlichen Universitätsgeschichte auf. Herr Wagner legte eine komparatistische Untersuchung von Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg im Spannungsfeld von Herrschaft und Gesellschaft vor.

Darüber hinaus hat er ein breites Oeuvre aufzuweisen. Es deckt zeitlich das ganze Spektrum des Mittelalters ab. Er publizierte zu biographischen Problemen, über „nationes“-Konflikte im Mittelalter, über Sprachfähigkeiten und Sprachfertigkeiten regierender Fürsten, über Riten und Rituale in der Königsherrschaft des Hochmittelalters. Aus seiner Publikationsliste habe ich einen Titel mit einer Mischung aus Respekt und Schmunzeln zur Kenntnis genommen. Im „Deutschen Ärzteblatt“ publizierte er im Jahre 2000 einen Aufsatz mit dem Thema: „Das Reich auf einem Bein. Die Fußamputation Kaiser Friedrichs III. – ein Beispiel spätmittelalterlicher Chirurgie“. Ferner kann er Kompetenzen auf dem Feld der Historischen Hilfswissenschaften nachweisen, also der Heraldik, der Numismatik oder der Siegelkunde.

Alexander Gallus besetzt das andere Ende der Zeitleiste, die das Historische Institut abdeckt, die Zeitgeschichte. Die Jahre seit 1917 umfassen die Ägide der größten Katastrophen der neueren Geschichte, der „Großtotalitarismen“ (Immanuel Geiss), des Ringens von



Demokratie und Diktatur, ein Jahrhundert der beispiellosen Modernisierung ebenso wie ein Zeitalter der Ideologien. Herr Gallus studierte Geschichte und Politikwissenschaft in Berlin und Oxford und war Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes.

Seine Arbeitsgebiete erstrecken sich nicht nur über alle Epochen und Blöcke der deutschen Zeitgeschichte, sondern behandeln darüber hinaus den Ost-West-Konflikt. Herr Gallus war seit 1998 zunächst wissenschaftlicher Mitarbeiter, dann wissenschaftlicher Assistent an der Technischen Universität Chemnitz, bevor er 2006 nach Rostock berufen wurde.

1999 wurde er in Chemnitz mit einer Arbeit über die Neutralisten, die Verfechter eines „dritten Weges“ zwischen Ost und West, promoviert. Daneben legte er eine Reihe von Arbeiten mit einem breiten Themenspektrum vor, so zur Öffentlichen Meinung und Demoskopie, zu Staatsformen, Periodisierungsproblemen sowie zur Biographik.

Ich wünsche den Referenten ein interessiertes Auditorium und uns gedankenreiche Vorträge.





## Antrittsvorlesung Prof. Wagner

Mathematik, 1. Semester

Mathematik ist die Wissenschaft vom Raum und der Zahl. Sie ist die Wissenschaft, die sich mit den Eigenschaften und Beziehungen von Mengen, Zahlen und Funktionen beschäftigt. Mathematik ist die Wissenschaft, die sich mit den Eigenschaften und Beziehungen von Mengen, Zahlen und Funktionen beschäftigt. Mathematik ist die Wissenschaft, die sich mit den Eigenschaften und Beziehungen von Mengen, Zahlen und Funktionen beschäftigt.

Die Mathematik ist eine Wissenschaft, die sich mit den Eigenschaften und Beziehungen von Mengen, Zahlen und Funktionen beschäftigt. Mathematik ist die Wissenschaft, die sich mit den Eigenschaften und Beziehungen von Mengen, Zahlen und Funktionen beschäftigt. Mathematik ist die Wissenschaft, die sich mit den Eigenschaften und Beziehungen von Mengen, Zahlen und Funktionen beschäftigt. Mathematik ist die Wissenschaft, die sich mit den Eigenschaften und Beziehungen von Mengen, Zahlen und Funktionen beschäftigt. Mathematik ist die Wissenschaft, die sich mit den Eigenschaften und Beziehungen von Mengen, Zahlen und Funktionen beschäftigt.



Blick ins Auditorium



*uxorati – conjugati – bigami*

**Die Verheirateten an der spätmittelalterlichen Universität**

Dass Professorinnen und Professoren, Studentinnen und Studenten verheiratet sind, gehört heutzutage zur akademischen Normalität. Nicht so im Mittelalter: Die Statuten von mittelalterlichen Universitätskollegien und Studentenbursen schrieben für ihre Bewohner die Ehelosigkeit vor. Die Inhaber von Fellowships in Oxford und Cambridge mussten sogar bis weit ins 19. Jahrhundert hinein unverheiratet sein. Erst 1877 hob ein Parlamentsakt den zölibatären Zwang auf. Ebenso hatten die Inhaber von Führungsämtern wie Rektor und Dekane gemäß zahlreichen mittelalterlichen Universitätsstatuten unbeheiratet zu sein. In Köln galt der Zölibat für den Rektor sogar bis zum Ende der alten Universität, also bis 1798. In der streng geordneten „Männerwelt“ der mittelalterlichen Universität hätte es demnach verheiratete Scholaren und Magister, so genannte *uxorati* oder *conjugati*, gar nicht geben dürfen. Es gab es sie aber doch, und zwar mancherorts gar nicht so selten.

So schrieben beispielsweise die Statuten von Aix für den Fall, dass der Rektor, Lizentiaten, Doktoren, Bakkalare, Studenten oder der Pedell heirateten, abgestufte Straf gelder vor, die als *charavarini* bezeichnet wurden. Wenn sie nicht entrichtet wurden, sollten Studenten im Auftrag des Rektors vor das Haus des Paares ziehen und dort mit Kochgeschirr und Blashörnern einen Höllenlärm veranstalten. Falls sich das Paar dennoch hartnäckig weigerte, sollte an jedem Festtag

Unrat vor der Tür abgeladen werden, und zwar so lange bis endlich gezahlt wurde.

Folgt man allerdings den einschlägigen Darstellungen zur mittelalterlichen Universitätsgeschichte, so scheinen die *uxorati* nur eine Randerscheinung der spätmittelalterlichen Gelehrtenkultur gewesen zu sein. Dort wurden die *uxorati* bislang jeweils nur mit ein paar Zeilen bedacht. Immerhin hatte ihnen Hastings Rashdall in seinem dreibändigen Werk über Europas mittelalterliche Universitäten noch anderthalb Seiten gewidmet. Im Mittelalterband des neuen Standardwerks zur „Geschichte der Universität in Europa“ gibt es lediglich noch einige wenige Verweise auf sie. Andrea von Hülsen-Esch hat indes vor kurzem in einem umfangreichen Aufsatz über „Frauen an der Universität“ solche *uxorati* behandelt, deren Ehefrauen selbst gelehrt tätig waren. Und Gadi Algazi ist unter dem Aspekt ‚Haushalt‘ jüngst den Folgen der Eheschließung für den Wandel gelehrter Lebensmodelle in der Frühen Neuzeit nachgegangen. Nach den Konsequenzen, die die Verheiratung ihrer Angehörigen für die Universität selbst hatte, ist jedoch noch nicht gefragt worden. Dabei berührt gerade das Problem der *uxorati* den Lebensnerv der mittelalterlichen Universität. Einige bildliche Darstellungen mittelalterlicher Gelehrter mögen das verdeutlichen.

Die jüngste, ein Kupferstich etwa aus dem Jahr 1497, stammt von dem jungen Albrecht Dürer und wird gemeinhin als „Traum des Doktors“ betitelt.



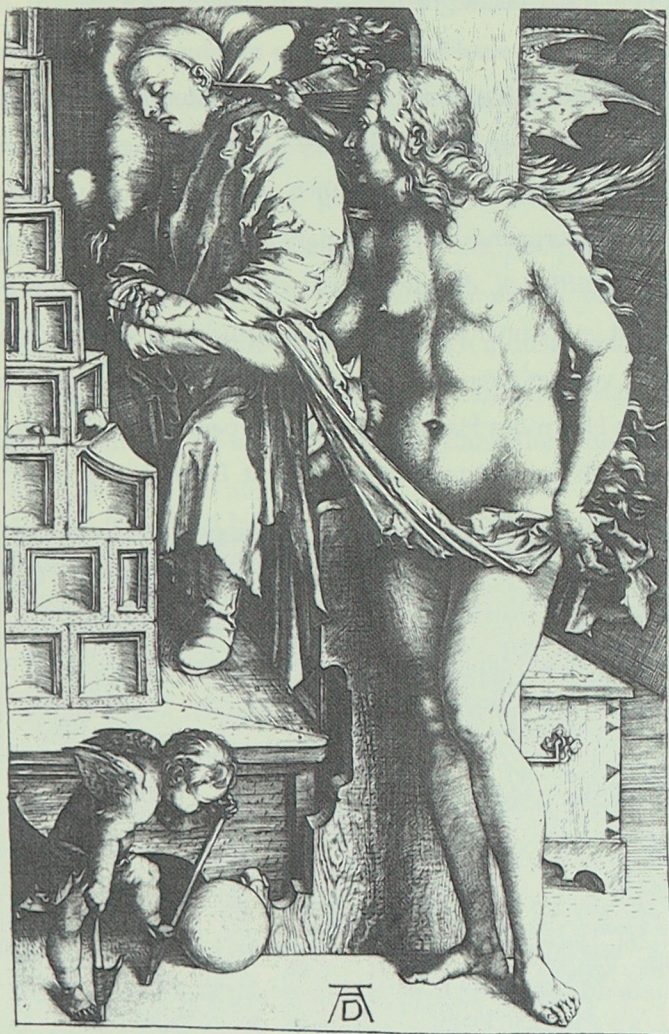


Abb. 1: Albrecht Dürer, "Traum des Doktors", Inv. 73-2

© Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz



Ich zitiere dazu aus der Dürer-Biografie von Ernst Rebel:

"Erwin Panofsky hat den Stich umfassend interpretiert und ihn [...] als Angebot für humanistisch gebildete Käuferkreise erkannt. Sein Unterhaltungswert ist nicht unbeträchtlich, denn immerhin wird das Bild in seinem Vordergrund von einer nahezu nackten Frau beherrscht. Im lasziven Hüftknick, der dem klassischen Typus der *Venus pudica* abgelauscht ist (Humanisten wissen das natürlich!), steht die schöne Verführerin vor der Ofenecke einer Gelehrtenstube. Lächelnd wendet sie sich dem Herrn des Hauses zu, der seinerseits nicht sieht, was der Betrachter sieht, sondern nur davon träumt. Denn der Gelehrte im Hausrock, Kappe auf dem Kopf, den Kopf tief im Kissen, schläft dicht am kuschelig warmen Kachelofen, und der süße Schlummer gaukelt ihm noch süßere Wunschbilder vor. Hinter Venus, jetzt erst sieht man ihn, ist der Teufel mit Drachenflügeln heran geflogen und bläst mit einem Blasebalg dem Schlummernden, der sichtlich kein Jüngling mehr ist, ins Ohr, wie auf Venus zu reagieren sei. Teufelseingebung und Lustvision kulminieren in der lockenden Geste der Liebesgöttin: Sie hält dem Mann am Ofen einen Ring entgegen, wie zu einer verbotenen Vermählung. *Soll man sich darauf einlassen? Soll man sich aus dem sicheren Eck herauswagen?* Dass ein gewisses Risiko im Spiel ist, zeigt schon, im Bild unten links, der kleine geflügelte Venusbegleiter an. Er übt sich im Gang auf Stelzen, direkt neben der Kugel des wandelbaren Schicksals. Ob das gut geht?"

Soviel wird deutlich: Die Ehe galt offensichtlich bei den humanistisch gebildeten Adressaten um 1500 immer noch als Wagnis für einen



Gelehrten. Indem Dürer kunstvoll mit den Ängsten spielt, die er dem Betrachter unterstellt, deutet er einige der Probleme an: zu erwartenden Nachwuchs, damit verbunden das Erfordernis, eine Familie finanziell versorgen zu müssen, den Spott der gelehrten Kollegen. Eines aber zeigt Dürer nicht oder, besser gesagt, nicht mehr. Es ist dies die Einbindung des mittelalterlichen Gelehrten in seine *universitas*, in eine Gruppe von Standesgenossen, die gemeinsam einem bestimmten Zweck nachgeht, dem Studium. Denn die typisch mittelalterliche Darstellung von Gelehrten, Studierenden und Studierenden ist das Gruppenbildnis. Ob man nun die bekannte Miniaturdarstellung des Kollegs von Henricus d'Allemannia nimmt



Abb. 2: Laurentio de Voltolina, Kolleg des Henricus d'Allemannia, Inv. Min. 1233  
© Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin - Preussischer Kulturbesitz



oder die der Mitglieder der deutschen Nation in Bologna vor ihrem Prokurator

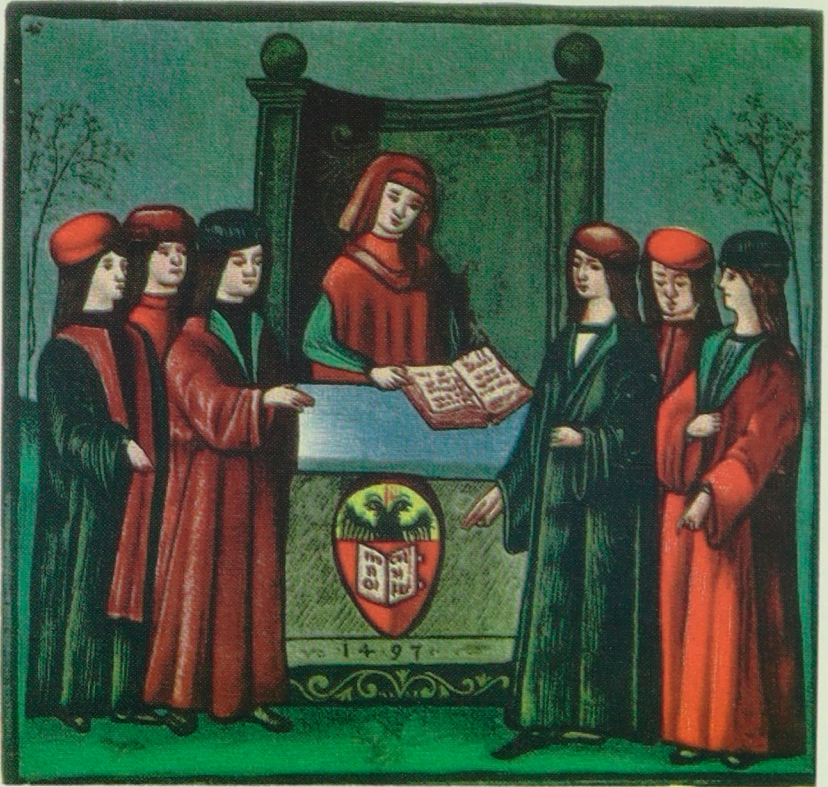


Abb. 3: Archivio dell'Università di Bologna, Cod. n. 5: Statuta Nationis Germanicae a. 1497, fol. 2<sup>r</sup>



oder aber die der Doktoren auf der Rubenow-Tafel in Greifswald,



Abb. 4: Rubenow-Tafel (2. Hälfte 15. Jh.), Greifswald, Nikolaikirche

sie alle zeigen signifikante Bindungen, die den Berufsstand der Gruppenmitglieder konstituierten: Eidesleistung und Unterricht.

Anders Dürer: Er zeigt den Doktor bereits allein zu Haus. Dabei steht der "Traum des Doktors" ganz am Anfang von Dürers Werk. Erst sehr viel später schuf er seine berühmten Gelehrtenporträts von Philipp Melanchthon, der übrigens auch verheiratet war, von Erasmus von Rotterdam oder dem Heiligen Hieronymus im Gehus. Hat etwa die Ehe die Vereinzelung der Gelehrten bewirkt? Hat sie die Gemeinschaft der mittelalterlichen *universitas* aufgelöst?

In der Tat durchzieht das Phänomen der *uxorati* nicht nur alle universitären Quellengattungen: Matrikeleinträge, Supplikenrotuli, Statuten, aktenmäßig erfasste Beschlussfassungen, Testamente und sogar Grabplatten. Ihre Existenz und ihr Verhalten, die den bisherigen universitären Gepflogenheiten widersprachen, haben auch wiederholt zu inneruniversitären Auseinandersetzungen geführt und trugen zu



schweren Konflikten mit der städtischen Umgebung bei. Diese beiden Beobachtungen dürfen ebenfalls als Indizien dafür gewertet werden, dass die Uxorati tatsächlich ein schwerer wiegendes Problem für die spätmittelalterliche Universität gewesen sind.

Der erste Abschnitt meiner Vorlesung beschäftigt sich mit den Gründen, aus denen die mittelalterliche Universitas die Vermählung ihrer Angehörigen ablehnte. Dabei soll einerseits rechtlichen und wirtschaftlichen Bedenken Aufmerksamkeit geschenkt werden. Andererseits soll den organisatorischen Hemmnissen, die aus den gemeinschaftlichen universitären Lebensformen resultierten, nachgegangen werden. Ein kürzerer zweiter Abschnitt befasst sich mit der Gruppe der Verheirateten selbst. Dabei interessiert, in welchen Fächern die *uxorati* zuerst auftraten und welche karrierespezifischen Merkmale sie auszeichneten. Im dritten Abschnitt werden die universitären Führungsämter behandelt. Warum durften die *uxorati* weder das Rektorat noch das Dekanat übernehmen?

Erstens also: Warum waren *uxorati* an den mittelalterlichen Universitäten unerwünscht? Erste Hinweise für die ablehnende Haltung der Mehrheitsuniversität zur Verheiratung zunächst nur einzelner ihrer Angehöriger liefern Randnotizen zu Matrikeleinträgen. So heißt es zum Eintrag eines Scholaren im Wiener Matrikelbuch der Rheinischen Universitätsnation von 1456 lapidar: „Er heiratete eine alte Matrone.“ (*Duxit unam antiquam matronam.*) Ausführlicher wird der Eintrag eines anderen Scholaren zu 1494 kommentiert: „Er war in Griechisch und Latein bewandert, die heftigsten Wechselfälle des Schicksals ertrug er, (schließlich) hat er geheiratet und wurde verrückt.“ Dass diese ohne



Zweifel spöttisch gemeinten Bemerkungen keineswegs eine Wiener Eigenheit waren, wird durch einen Eintrag in das Register des altherwürdigen Merton College in Oxford belegt. Das Ausscheiden eines Magisters, der das College nicht wie sonst üblich deswegen verlassen musste, weil er eine Pfründe erlangt hatte, sondern weil er geheiratet hatte, wurde mit dem Kommentar versehen: „Er ist zu einer schönen Frau befördert worden“ (*promotus erat ad pulcram uxorem*).

Was in diesen ironisch-abträglichen Bemerkungen zu Tage tritt, ist einerseits die Meinung, dass die Ehe für Universitätsangehörige etwas Unpassendes sei. Auf der anderen Seite spricht daraus aber wohl auch eine gehörige Portion Neid; ich werde am Schluss meiner Vorlesung darauf zurückkommen.

In der universitätsgeschichtlichen Forschung wird seit dem 19. Jahrhundert der „klerikale Charakter“ der mittelalterlichen Universität als Erklärung für die Zölibatsforderung angeführt. Dieser Begriff ist vieldeutig. Erstens ist damit die Tatsache gemeint, dass der Grossteil der nordalpinen Universitätsbesucher Kleriker waren bzw. zum Klerikerstand *gezählt* wurden. Als ein zweites Kennzeichen wird die Ähnlichkeit von sozialen Formen der Universität mit denen der Kirche angesehen. Ein drittes Merkmal sei schließlich das Benefizienssystem gewesen. Lassen Sie mich diesen drei Merkmalen einmal nachgehen.

Spätestens mit ihrer Aufnahme in die Universität begaben sich die Scholaren unter die Obhut des Kirchenrechts und mussten fortan das geistliche Gewand tragen. Auch von ihrer städtischen Umgebung waren sie dadurch leicht als Kleriker zu identifizieren, wie etwa die Rostocker Bezeichnung ‚Halfpapen‘, also „Halbpaffen“, deutlich macht.

Sich selbst bezeichneten die Universitätsangehörigen, wie z.B. die Wiener Statuten zeigen, ohnehin als *clerus universitatis*. Universitäts- oder Fakultätsfeste wurden in der Kirche begangen. Schon die Eröffnungsfeier einer Universität mit Messe und prozessionsartiger Einholung der päpstlichen Gründungsbulle machte deutlich, wem man sich zugehörig fühlte.

Die eindeutige Zuordnung zum Rechtskreis der Kirche war der Garant für das friedliche Zusammenleben mit den Bürgern der Stadt. Wurde diese Grenze durch Heirat überschritten, kam es fast zwangsläufig zum Konflikt. Am Beispiel von Freiburg lässt sich das besonders gut beobachten. Der Universität Freiburg war vom landesherrlichen Universitätsstifter 1457 u. a. das ungewöhnliche Privileg erteilt worden, dass alle ihre Vorrechte nicht nur für Magister und Scholaren gelten sollten, sondern auch für deren Ehefrauen. Und davon scheinen die Freiburger Magister ausgiebig Gebrauch gemacht zu haben. Sie heirateten reiche Freiburgerinnen und verfügten nun über ansehnlichen Grundbesitz in der Stadt. Bereits 1470 traten deshalb die Bürger an die Universität mit der Bitte heran, allen besoldeten Lektoren das Heiraten zu verbieten. Doch nichts erfolgte auf diesen Vorstoß. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts kam es zwischen Universität und Stadt regelmäßig zu Auseinandersetzungen in der Frage, ob der erheiratete Besitz frei von städtischer Jurisdiktion und Besteuerung sei. Dabei versuchte der Rat, den verheirateten Universitätsangehörigen einige ihrer Rechte abzugewinnen, während die Universität ihrerseits darauf beharrte, dass die Stiftungsurkunde in ihrer Gesamtheit beibehalten werden müsse.



Als z.B. im September 1480 die Dreisam über die Ufer getreten war, verlangte der städtische Rat von drei Doktoren, sich entweder persönlich oder durch einen Angehörigen am Wiederaufbau der dadurch zerstörten Straße zu beteiligen. Die Forderung wurde damit begründet, dass sie Eigentum ihrer Frauen in Freiburg besäßen. Die Universität wies das Ansinnen zurück. Ihre Angehörigen sollten „nicht zu solch niederen Tätigkeiten und Diensten herangezogen werden wie arbeiten, Wache halten oder irgendwelchen anderen unehrenhaften Belastungen“.

Finanziell abgesicherte Universitätslehrer zogen demnach Vorteil aus den Universitätsprivilegien, um ihr Einkommen zu verbessern und ihre soziale Position. Der Standpunkt der Stadt dazu war klar: Sie wollte nicht hinnehmen, dass Individuen und Eigentum aus ihrer Rechtssprechung herausgenommen wurden. Denn der Verlust an Einkünften und Diensten, die zuvor an die Kommune geleistet worden waren, stellten einen schweren Schlag für die relativ kleine Stadt dar. Die Universität war ihrerseits dazu verpflichtet, für die Nachkommen ihrer Angehörigen Sorge zu tragen. Witwen und Waisen mussten versorgt werden. Das belastete den Fiskus der Universität, und auch darüber mussten Einigungen mit der Stadt erzielt werden. Derartige Konfliktpotentiale waren am einfachsten zu vermeiden, wenn Universitätsangehörige erst gar nicht heirateten. Man wird daher in den angedeuteten rechtlichen und finanziellen Problemlagen wichtige Gründe für die ablehnende Haltung der Universität in dieser Frage sehen dürfen.

Am längsten hat man europaweit in Oxford und Cambridge am

Heiratsverbot für Universitätslehrer festgehalten. Noch in der Oxford-Statutenredaktion von 1636 wurde Professoren und Studenten geistliche Kleidung verordnet und den Professoren Heiratsverbot erteilt. Notker Hammerstein zufolge waren diese Vorschriften "vor allem ökonomisch begründet": "Die begrenzte Finanzkraft der Universität hätte Verheirateten und ihren Familien keinen ausreichenden Lebensunterhalt sichern können." Diese Aussage gilt auch schon für das späte Mittelalter, wie persönliche Aufzeichnungen von Universitätsgelehrten belegen.

So schildert beispielsweise der Erfurter Mediziner-Poet Helius Eobanus Hessus in einem Brief vom Mai 1525, der an einen wohlhabenden Freund und Kollegen gerichtet ist, seine finanziell beengten häuslichen Verhältnisse folgendermaßen: „Vom Rat der Stadt kann ich mir für mich nichts versprechen. Denn wenn nicht alles täuscht, wird er nichts über das [bisherige] Gehalt hinaus gewähren [...]. So schwanke ich zwischen Hoffnung und Furcht hin und her: Du kannst Dir denken, wie mein Leben sich gestaltet, das mit 30 Gulden im ganzen Jahr ertragen werden muss mit Ehefrau, einem Hausmädchen und drei Kindern, künftig mit vier. Denn täglich ‚droht‘ die ‚Königin‘ mit der Geburt; stünden wir nicht in solcher Armut, so wäre es recht, sie Königin zu nennen. Aber trotzdem besitze ich einen starken und ungebeugten Geist; hätte ich ihn nicht, so wäre ich schon längst zugrunde gegangen.“ Und Hessus' Lage verschlimmerte sich in den folgenden Wochen sogar noch. Am Pfingstsonntag 1525, teilt er seinem Freund nämlich mit, dass der städtische Rat ihm das Gehalt entzogen habe. „Meine ‚Königin‘, so fährt er fort, hat vor 8 Tagen ein Königlein, ein



Mädchen, geboren. Du siehst: unsere Familie hat sich vergrößert, und meine Einkünfte sind vermindert. Was soll ich machen? Ich beschäftige mich mit dem Studium medizinischer Schriften wie auch mit der Untersuchung des Urins nach dem Genuss von Wein.“

Ob seine verzweifelte Lage Hessus zu Selbststudien in dieser Richtung angeregt hat, sei dahingestellt. Übertrieben sind seine Schilderungen jedoch keineswegs. Denn was seine finanziellen Verhältnisse anging, konnte er seinem Erfurter Kollegen sicherlich nichts vormachen. Und andererseits entspricht die genannte Besoldung von 30 Gulden durchaus der Gehaltshöhe für Mediziner, die auch in Heidelberg oder Rostock zu dieser Zeit üblich war.

Finanzielle Zwänge scheinen also durchaus ein ernsthaftes Hindernis für die Eheschließung bei Universitätsangehörigen dargestellt zu haben. Dennoch hat es meines Erachtens noch einen bedeutenderen Grund dafür gegeben. Und der ist in den universitären Lebensformen zu suchen. Wenn, wie eingangs erwähnt, die Fellows in den Colleges von Oxford und Cambridge bis nach 1877 unverheiratet sein mussten und somit Heiratsverbot und Colleges so lange nebeneinander fortbestanden, dann liegt es doch nahe, zwischen diesen beiden Erscheinungen einen Zusammenhang zu vermuten. Und der ist meines Erachtens in der Ähnlichkeit von sozialen Formen der Universität mit denen der Kirche zu suchen. Denn die wichtigsten Teileinheiten der mittelalterlichen Universität, Kollegien und Studentenbursen, lehnten sich an die Lebensform der *Vita communis* an. „Für die überwältigende Mehrheit der Studierenden, so Rainer Christoph Schwinges, – weit über 80 Prozent von ihnen waren ausschließlich Artisten – bedeutete der Univer-

sitätsbesuch in aller Regel [...] den Anschluss an eine Burse im lokalen, aber mehr noch im sozialen Sinne.“ In den Bursen wurde unter Anleitung durch einen Magister nicht nur zusammen gelernt, sondern auch gemeinsam gespeist und gewohnt. Neben den Studieninhalten wurden den Insassen so auch die sozialen Regeln mittelalterlicher Gemeinschaftsbildung antrainiert.

Die Bursengemeinschaft war hierarchisch gegliedert; im Zentrum stand die familiäre Bindung an den Regenten, den leitenden Magister. Er allein war für Unterricht, Nahrung und Unterkunft verantwortlich. Andere familiäre Bindungen waren daher überflüssig, ja unerwünscht, weil sie für das Gemeinschaftsleben als störend empfunden wurden. Idealtypisch zeigt das die Ordnung des Pfarrers und Freiburger Professors der Theologie Johannes Kerer für seine Stiftung, die *domus Sapientiae*, von 1496: Die zwölf Mitglieder der Sapienz, die in der artistischen oder nach Erwerbung des Magisteriums in den oberen Fakultäten studierten, sollten mit ihrem Vorsteher ohne jede Bedienung zusammenwohnen. Kein Weib oder Mädchen durfte in das Haus kommen, es sei denn die Waschfrau, die allerdings von erprobter Ehrbarkeit zu sein hatte. Auch außerhalb des Hauses empfahl der Stifter, sich des Umgangs mit Mädchen gänzlich zu enthalten, weil nichts einem reinen und besonnenen Geist feindlicher sei als der Anblick von Mädchen. Die Miniaturen, mit denen die entsprechenden Kapitel versehen sind, sollten wohl die möglichen Folgen des Umgangs mit dem weiblichen Geschlecht andeuten.





Abb. 5: Johannes Kerer, Statuta collegii sapientiae, f. 31r, Universitätsarchiv Freiburg



Abb. 6: Johannes Kerer, Statuta collegii sapientiae, f. 31v, Universitätsarchiv Freiburg

Es waren die Bursen, die das Fundament der Universität bildeten.



Wer durch Heiraten ihren Bestand gefährdete, gefährdete zugleich den Bestand der gesamten Universität. Dies meinte auch der Doctor decretorum Leonhard Meseberg in Leipzig bereits 1502 beobachten zu können: An den sächsischen Herzog berichtet er, dass vorzeiten der Ordinarius und beide lesenden Doktoren eigenes Haus und eigene Wohnung gehabt und jeder Scholaren bei sich beherbergt hätte; Prälaten, Edelleute oder Priester, die mit ihnen zu Tisch und zum Unterricht gingen. Das sei jetzt anders. „Sie haben alle eheliche Weiber, klagt Meseberg, und gehen nur noch mit ihren Knechten zum Unterricht. Da nun die Scholaren, Prälaten, Edelleute und andere redliche Leute Wohnung und Tisch nicht bei den Doktoren haben können, wo sie Zucht und Ehre lernen mögen, so gehen sie auf andere Universitäten.“

Ähnliche Bestimmungen wie für die Bursen finden sich auch in den Statuten zahlreicher Magisterkollegien. Ihr Sinn war der gleiche: Ein Auseinanderdriften durch eigene Familiengründungen sollte vermieden und stattdessen die gemeinschaftliche Lebensform aufrechterhalten werden. Denn sobald einzelne Scholaren oder Magister außerhalb der Burse oder des Kollegiums Quartier nahmen, war das Gemeinschaftsleben dahin. Die Verletzung oder Aufhebung des Heiratsverbots und der Niedergang des gemeinschaftlichen Kollegien- und Bursenlebens sind somit im Zusammenhang zu sehen.

Ein weiterer Grund, warum die mittelalterliche Universität die Vermählung ihrer Mitglieder ablehnte, ist im Benefiziensystem zu suchen. Eine Vielzahl von Doktoren und Scholaren waren entweder bereits Inhaber oder zumindest Expektanten kirchlicher Pfründen. Zwar



war an die niederen Weihen die Forderung nach dem Zölibat noch nicht geknüpft. Wer aber auf eine Pfründe hoffte, der vermied es automatisch, in den Stand der Ehe zu treten. Eine statutarische Forderung nach dem Zölibat schien daher überflüssig. Die Supplikenrotuli, das sind lange Namenslisten, mit denen Universitätsbesucher bei der päpstlichen Kurie um Präbenden nachsuchten, vermögen das Ausmaß, in dem auf Pfründen gehofft wurde, eindrucksvoll zu belegen.

Zweitens: In welchen Fächern treten die *uxorati* zuerst auf? In der universitätsgeschichtlichen Literatur werden regelmäßig Medizin und Jura angeführt. Statistisch lässt sich dafür kein Nachweis erbringen. Aussagekräftiger ist demgegenüber die zeitliche Reihenfolge, in der die einzelnen Fakultäten die Verheiratung ihrer Angehörigen zuließen. In Paris wurde den Medizinern schon 1452 erlaubt zu heiraten. Den Juristen und Artisten und natürlich den Theologen war es dagegen noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts untersagt. In Leipzig gab es bereits vor der Reformation keine offiziellen Einwände gegen die Verheiratung von Medizinern und Juristen mehr, während sich die Artisten erst ab 1524 verehelichen durften. Zusätzlich können zeitgenössische Wahrnehmungen zur Stützung dieser Beobachtungen herangezogen werden. So war z.B. dem Ingolstädter Theologieprofessor Georg Zingel bereits 1497 eine Massierung von Verheirateten in den beiden Fächern aufgefallen. Bei einer Befragung durch die herzoglichen Räte nach den Gebrechen und Mängeln der Universität gab er zu Protokoll: (Zitat) *die doctores [der Juristen] haben vassst alle weyber und achten der ler nit, desgleichen die doctoren der artzney*. Deswegen be-

säßen die Theologen und Artisten mehr Ansehen bei den Studierenden als ein Doktor der Juristen. Aber warum traten die *uxorati* zuerst bei den Medizinern und den Juristen auf? Diese Frage wird in der Forschung zumeist mit dem Verweis auf die andere Fachkultur beantwortet, die bei Medizinern und Juristen geherrscht habe. Die Mediziner stammten aus mittleren Schichten und sahen in der Medizin einen lukrativen Beruf, dessen Prestige gerade im 15. Jahrhundert besonders anstieg. Sie waren somit weltlicher ausgerichtet als die meisten Studierenden, und sie waren daher wohl auch eher geneigt zu heiraten.

Dieses Argument gilt ebenso für die Juristen, wie personengeschichtliche Untersuchungen der Erfurter und bologneser Juristen belegen. Die Mehrzahl von ihnen wurden (weltliche) Richter und viele gehörten später einem städtischen Rat an. Nimmt man noch die zahlreichen Advokaten bzw. Notare unter ihnen hinzu, so rundet sich das Bild weltlicher juristischer Tätigkeiten ab, die verheirateten Juristen offen standen. Offensichtlich gab es für sie, anders als für Theologen oder Artistenmagister, tatsächlich mehr Möglichkeiten, außerhalb der Kirche eine auskömmliche Stellung zu erlangen.

Daneben fällt auf, dass unter den Uxorati eine deutlich höhere Anzahl an Italien-Studenten als bei den anderen Juristen nachweisbar ist. Daher ist zu vermuten, dass Italien eine Vorbildrolle gespielt hat. Wer als Nordalpiner in Italien studierte, der wurde unweigerlich mit den Diskrepanzen zum eigenen Lebensstil konfrontiert. Und wem etwas davon gefiel, der brachte es, soweit möglich, nach Hause mit.



# UNIVERSITÄTSGRÜNDUNGEN BIS ZUM BEGINN DES 16. JAHRHUNDERTS



Abb. 7: Universitätsgründungen bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts

An den Universitäten Südeuropas, also Italiens, Spaniens und Südfrankreichs, gab es fast keine Einwände gegen die Verehelichung von Doktoren und Studenten, weil sie weniger klerikalisiert waren. An ihnen dominierten die Fächer Recht und Medizin, die zumeist in bür-

gerliche Berufe führten. Allein das Rektoramt blieb häufig auf unverheiratete Kleriker beschränkt. Vor diesem Hintergrund kann es nicht verwundern, dass gerade in den Fächern, die eine intensive Wandlungsbewegung von Scholaren zwischen dem nord- und dem südalpinen Reich provozierten wie eben Medizin und Recht, ein besonders hoher Anteil an späteren Uxorati festzustellen ist.

Drittens: Warum durften *uxorati* keine Führungsämter an der Universität übernehmen? Die doppelte Forderung, dass der Rektor ein unverheirateter Kleriker zu sein habe, ging zuerst von den italienischen Universitäten aus. Möglicherweise weil es eben gerade unter den italienischen Rechtsstudenten und Medizinern sehr viele Verheiratete gab. Die Forderung begegnet zuerst in den Statuten von Bologna aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Aus Paris sind derartige Vorbedingungen für die Bekleidung des Rektorats hingegen nicht bekannt. Das könnte darauf zurückzuführen sein, dass die Pariser Scholaren und insbesondere die allein wählbaren Magister viel stärker klerikalisiert waren.

In Deutschland erscheint die Forderung nach einem unbeweibten Kleriker als Rektor vor allem in denjenigen Universitätsstatuten, die der bologneser Tradition folgen, während sie andernorts wie in Paris in der Regel fehlt. Doch warum sollte der Rektor überhaupt ein unverheirateter Kleriker sein? Die Statuten von Aix geben als Begründung, dass der Rektor geeignet und fähig dazu sein müsse, die Untersuchung von zivilen und kriminellen Vergehen gegen Kleriker und alle anderen Mitglieder der Universität vorzunehmen. Ähnlich wird in



den Statuten von Dole argumentiert: „Weil der Rektor auch vor Gericht lädt“, heißt es dort. Tatsächlich wird dies der Hauptgrund für die Klerikats- und Zölibatsforderung gewesen sein: Weil er über Kleriker zu Gericht saß, musste der Rektor selbst Kleriker sein; Laien, aber auch verheiratete Kleriker mit niederen Weihen waren so ausgeschlossen.

Da die Universitäten diese Begründung selbst geliefert haben und somit ihre eigene Sichtweise explizit darstellen, erscheint ein weiteres Hinterfragen zunächst überflüssig. Zwei Beobachtungen machen allerdings stutzig: Erstens hat es ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an mehreren Universitäten Versuche gegeben, Verheiratete an der Ausübung des Rektorats zu hindern. Und zweitens war sowohl der erste Greifswalder Gründungsrektor von 1456, Heinrich Rubenow, als auch der erste Freiburger Rektor von 1459, Matthäus Hummel, bereits verheiratet. Wie konnte das sein? Mussten oder durften diese beiden nicht die akademische Gerichtsbarkeit ausüben?

Heinrich Rubenow war um 1400 geboren und stammte aus einer angesehenen Ratsfamilie mit ritterschaftlicher Verwandtschaft, die in fünfter Generation in Greifswald ansässig und recht begütert war. 1433 wird er als vermählt mit der Tochter eines ehemaligen Greifswalder Bürgermeisters erwähnt. Im Frühjahr 1436 wurde er an der Universität Rostock immatrikuliert, die jedoch bereits ein Jahr später nach Greifswald auszog und dort den Studienbetrieb nicht vollständig aufrecht erhalten konnte. Sein Studium beendete Rubenow deshalb 1447 in Erfurt, und zwar als Lizentiat des Römischen Rechts. Wohl ein Jahr später hat er dort auch noch den entsprechenden Dokortitel erworben. Zurück in Greifswald, machte Rubenow eine Blitzkarriere:

Noch 1447 wurde er Syndikus der Stadt, 1449 ihr Bürgermeister. Im Jahre 1456, bei der Greifswalder Universitätsgründung, war Rubenow also bereits langjährig verheiratet. Andererseits hatte der Greifswalder Bürgermeister aus seinem Vermögen den größten Teil der Dotation für die Universitätsstiftung bereitgestellt und federführend bei deren Organisation mitgewirkt. Insofern kann es schwerlich überraschen, dass Heinrich Rubenow daraufhin zum ersten Rektor der neu gegründeten Universität gewählt wurde. Auch wenn er ein bürgerlicher *uxoratus* war – aufgrund seiner Verdienste kam an diesem Mann zunächst niemand vorbei.

Sowohl Rubenows als auch Hummels Wahl stellen indes Ausnahmen dar, bei denen ihre Verdienste um den Universitätsgründung den Ausschlag gegeben haben. An anderen Universitäten stand man verheirateten Kandidaten nicht so aufgeschlossen gegenüber. Einen vergleichsweise frühen Fall hat es in Wien bei der Rektorwahl eines Mediziners im Wintersemester 1470 gegeben. Seine Wahl wurde im Nachhinein abgelehnt, und zwar erstens wegen seiner Unerfahrenheit, zweitens weil seine besoldete medizinische Lektur ihn voll in Anspruch nehme, drittens aber weil er eine zuchtlose Frau, eine *corrupta*, geheiratet habe. Dass ein derartiger *bigamus* Richter über Kleriker wäre, sei verboten. An seiner Stelle wurde daher ein anderer gewählt.

Ähnlich restriktiv wie beim Rektorat wurde die Zölibatsforderung für das Dekanat der Artistenfakultät gehandhabt. Ein Grund dafür dürfte in der Vorschulfunktion der Artistenfakultät für die Theologische zu suchen sein. Aber gab es dafür nicht noch weitere Gründe?

Als in Freiburg im Frühjahr 1496 ein neuer Dekan der Artistenfa-



kultät gewählt werden sollte, meinten einige Wähler, der verheiratete Kandidat könne (als Dekan) nicht die Eide abnehmen. Daher müsse dies ein älterer Magister tun, bis die Universität entschieden habe, ob ein solcher *bigamus* dazu berechtigt sei. Als man zur Wahl schritt, wäre der Kandidat dann doch fast gewählt worden, wenn nicht einige eben gerade darin ein Hindernis gesehen hätten, dass er ein *uxoratus* und eben *bigamus* sei. Bei nochmaliger Beratung wurde schließlich von seinen Befürwortern vorgebracht, dass der Dekan ja im Gegensatz zum Rektor keine Jurisdiktionsgewalt besitze. Dieses Argument zog, und damit war der Weg zur Wahl des verheirateten Kandidaten frei. Am Rand des Protokollbuches wurde der Umstand allerdings ausdrücklich vermerkt: „Ein *bigamus* wurde zum Dekan gewählt!“

Die Freiburger Vorgänge belegen noch einmal, dass die Jurisdiktion offenbar der entscheidende Hinderungsgrund für die Wahl von Verheirateten zum Rektor war. Er wog so schwer, dass er sogar auf die Wahl des Artistendekans ausstrahlte. Daneben taucht indes zusätzlich der Vorwurf der Bigamie auf. Und das nicht nur in Freiburg. Ob bei Rektorwahlen oder der Besetzung von Bursenregentschaften und besoldeten Lektoren, immer wieder wurde den Kandidaten vorgeworfen, nicht allein *uxorati*, sondern auch *bigami* zu sein. Was hatte es damit auf sich?

Das Kirchenrecht verurteilte zwei Formen der Bigamie: Erstens die simultane Bigamie, also die gleichzeitige Verheiratung mit zwei Gatten. Dieser Vorwurf war in Bezug auf die gelehrten Bigami mit Sicherheit nicht gemeint. Zweitens die sukzessive oder konsekutive Bigamie im Sinne einer Wiederverheiratung nach Auflösung der ersten Ehe

durch Tod. Dieser Vorwurf betraf indes nicht nur die wiederverheirateten Witwen und Witwer allein, sondern auch ihre Gatten. Wer also eine Witwe heiratete, eine *bigama*, wurde dadurch selbst zum *bigamus*. Die Abneigung gegen die wiederholte Eheschließung geht einerseits auf apostolische Vorgaben und andererseits wohl auf die übertriebene Wertschätzung der Witwenschaft zurück. Es war gerade diese Form der Bigamie, die auf viele der verheirateten Gelehrten zutraf. In Prag z.B. war es einer Studie von František Šmahel zufolge gängige Praxis, dass gerade junge Akademiker reiche Witwen ehelichten. Von den 760 böhmischen Humanistenkarrieren zwischen 1576 und 1620, die er untersucht hat, wiesen 399 eine Eheschließung auf. Fast jede dritte Heirat erfolgte dabei mit einer Witwe. Denn „der Bund mit einer älteren, vermögenden Witwe, so Šmahel, „bedeutete für die meisten Bakkalauri den üblichen Ausweg aus der Lebensmisere. Die alte Frau erwarb einen jungen, gebildeten Gatten, der arme Bakkalareus gelangte zu Wohlstand. Nach dem Tod seiner Greisin nahm er sich ein junges Mädchen zur Frau, und der Kreislauf fing damit aufs Neue an. Durch Heirat konnte man nicht nur einen höheren bürgerlichen Status, sondern auch ein Amt oder ein prosperierendes Gewerbe gewinnen.“

Freilich sind diese Daten und ihre Interpretation an einem frühneuzeitlichen sowie konfessionell und national abgekapselten Fall gewonnen. Doch es gibt einige Anhaltspunkte dafür, dass ähnliche Verhaltensmuster auch bereits an vorreformatorischen Universitäten gängig waren. So hat beispielsweise Mutianus Rufus, der Mentor der Erfurter Humanisten, seinem armen Protegé Eobanus Hessus im Herbst 1514 als Ausweg empfohlen, einfach eine schwerreiche Witwe zu heiraten.



Doch Hesus lehnte den wohlgemeinten Ratschlag ab mit der Bemerkung, er verabscheue solch einen Gedankengang.

Auch unter den Vermählungen der Freiburger Universitätsangehörigen scheint es bereits vor der Reformation mehrere gegeben zu haben, die gezielt mit reichen Bürgerwitwen geschlossen wurden. Zwar waren ja in der Stiftungsurkunde von 1457 auch den Ehefrauen der Universitätsangehörigen die Privilegien der Universität zugestanden worden. Doch war es im Einzelfall, wie angedeutet, immer wieder zu Reibereien deswegen gekommen. Wohl von Anfang an bestand deshalb eine Übereinkunft mit der Stadt, die Zahl der Doktoren oder Magister, die mit Bürgerinnen verheiratet waren und sich trotzdem weiterhin der Universitätsprivilegien erfreuen durften, auf zwei zu begrenzen. Bereits 1478 wurde die Zahl der „privilegierten Geweibten“ jedoch verdoppelt, 1501 dann noch einmal auf acht erhöht. Obwohl bei Streitfällen mit der Stadt die verheirateten Männer der Universität ganz allgemein angegriffen wurden, ist aufgrund der konkreten Personen, die in diese Auseinandersetzungen verwickelt waren, zu schließen, dass sich die Bürger eher durch die wohlhabenderen Doktoren und Magister beunruhigt fühlten als von der Studentenschaft insgesamt. Es war die Gruppe der besoldeten Lehrer, die versuchte, ihr Einkommen zu vergrößern und ihre soziale Position durch kluge Vermählungen zu begründen, die die Ängste der Bürger weckte. Doch auch unter den unverheirateten Doktoren und Magistern gab es wohl ebenfalls solche, die dem Treiben ihrer zumeist jüngeren Kollegen kritisch gegenüberstanden, wie eben der Begriff *bigamus* belegt. Und hierbei dürften weniger kirchenrechtliche Bedenken im Vordergrund

gestanden haben. Vielmehr neideten sie ihnen den schnellen wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg, der durch das Hinundherpendeln zwischen den beiden Rechtskreisen Universität und Stadt viel einfacher als mit jahrelangem akademischem Unterricht zu erlangen war. Vor diesem Hintergrund betrachtet, scheint das Wort *bigamus* noch eine weitere Bedeutungsnuance neben der rechtlichen besessen zu haben. Und so findet schließlich auch die spöttische Marginalie aus dem Wiener Matrikelbuch der Rheinischen Universitätsnation, die ich anfangs zitiert habe, eine eingehendere Erklärung. Mit der alten Matrone, die der Wiener Scholar 1454 heimgeführt hatte, war wohl eine Witwe gemeint. Durch die Eheschließung hatte er es zu etwas gebracht.



## Antrittsvorlesung Prof. Gallus



Blick ins Auditorium



„Wenn ich nach Dresden oder Rostock oder Berlin will, steige ich nicht in einen Zug nach Paris oder Rom ein“.

Alternative Deutschlandbilder von Heinemann bis Havemann

## I.

Der 23. Januar 1958 war ein denkwürdiger Tag in der Geschichte des Deutschen Bundestages. Damals gingen zwei ehemalige Mitstreiter Adenauers mit der Politik des Bundeskanzlers hart ins Gericht und hielten regelrechte Abrechnungsreden. Zuerst trat Thomas Dehler ans Rednerpult. Der FDP-Politiker und Justizminister im ersten Bundeskabinett bedauerte, sich so lange vom Kanzler in die Irre leiten lassen und nicht schon früher erkannt zu haben, dass der Regierungschef eine Politik der Westintegration unter Vernachlässigung des Zieles der deutschen Einheit betrieben habe.

Dehler hielt es im Nachhinein für falsch, so lange der „gläubige Thomas“ gewesen zu sein. Sichtlich erregt bekannte er vor dem Parlament: „Ich bin in der Regierung geblieben. Ich schäme mich, ja! Ich beneide den Heinemann wegen seines Mutes. [...] Ich war am Ende ein kleiner Mann, der glaubte, was dieser große, geniale Staatsmann (Adenauer, A.G.) uns sagt, sei richtig.“ Damals schon, am Beginn der fünfziger Jahre, das wisse er nun, hätte man stärker nach Osten schauen müssen, mit der Sowjetunion verhandeln und ihr eine Gegenleistung für die Freigabe der DDR anbieten müssen. Und das hieß: einen alternativen militärischen Status für das wiedervereinigte Deutschland in Betracht zu ziehen.

Der zweite einstige Weggefährte Adenauers, der in der turbulenten Nachtsitzung vom 23. auf den 24. Januar 1958 das Wort ergriff, war der von Dehler schon so lobend erwähnte Gustav W. Heinemann, der erste Innenminister der Bundesrepublik Deutschland. Im Mittelpunkt seiner Philippika stand wie bei Dehler die Deutschlandpolitik des Bundeskanzlers, dessen so lange verfochtene Politik der Stärke in Wahrheit eine „Politik der Preissteigerung in der deutschen Politik gewesen“ sei. Heinemann hielt es für die „historische Schuld“ Adenauers und der CDU, in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre Möglichkeiten außer Acht gelassen zu haben, die Bewegung in die deutsche Frage hätten bringen können. Den Ausgleich mit den Nachbarn im Westen bezeichnete Heinemann als unerlässlich. Doch die Sache besaß einen Haken, denn die Art und Weise, wie Adenauer die Westbindung forcierte, habe eine „neue Ostfeindschaft“ zur Konsequenz gehabt. Aufgrund der verfehlten Ost- und Deutschlandpolitik forderte Heinemann den Bundeskanzler ohne Umschweife zum Rücktritt auf. Es sei an der Zeit, sprach Heinemann direkt an Adenauer gerichtet, „den Weg freizugeben für andere Kräfte, die nun aus dieser Gegebenheit wirklich und glaubwürdig das entwickeln, was geboten ist“. Was aber meinte Heinemann damit, was war seines Erachtens geboten? Die Antwort lautete: eine dritte Möglichkeit, einen dritten Weg für Deutschland zwischen Ost und West, losgelöst aus den militärischen Blöcken, zu finden. Die spätabendliche Bundestagsdebatte löste ein großes Medienecho aus und führte zu einem deutlichen Autoritätsverlust Adenauers in der Deutschlandpolitik. Heinemann indes machte die viel beachtete Rede vom 23. Januar 1958 gleichsam über Nacht zu einem weithin bekannten Politiker.





Abb. 1: Gustav W. Heinemann vor dem Deutschen Bundestag (3. Wahlperiode, 1957-1961); Foto: Georg Munker (Bildarchiv des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung)



## II.

Mehr als 23 Jahre später, im Herbst 1981, richtete der ostdeutsche Oppositionelle Robert Havemann einen „Offenen Brief an den Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, Leonid Breschnew“. Dieser bald kurz als „Havemann-Brief“ bezeichneten Initiative lag die Überzeugung zugrunde, dass ein dritter Weltkrieg drohe – mit Deutschland als Hauptaufmarsch- und Stationierungsgebiet der Supermächte. Die Teilung des Landes nämlich „schuf nicht Sicherheit, sondern die Voraussetzung der tödlichsten Bedrohung, die es in Europa jemals gegeben hat“. Die beiden Teile Deutschlands der Blockkonfrontation zu entziehen, sei daher eine Aufgabe von höchster Bedeutung – so lauteten die Forderungen in dem Schreiben an Breschnew.

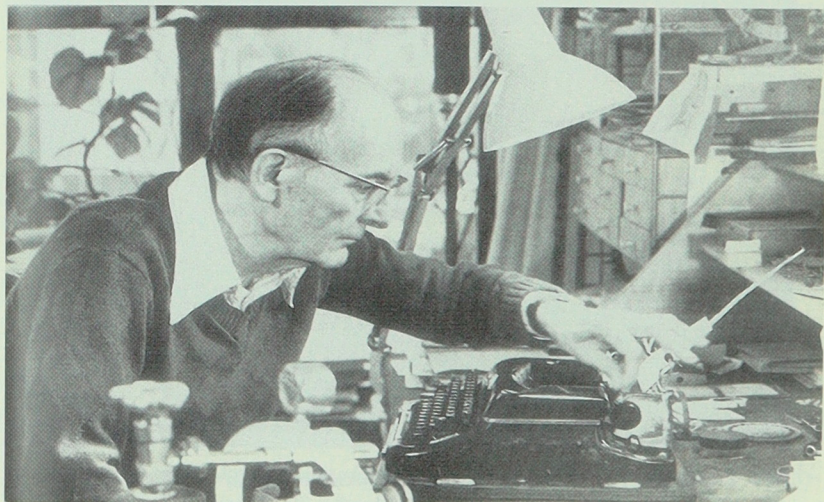


Abb. 2: Robert Havemann an seinem Schreibtisch (aus: Katja Havemann/Joachim Widmann, Robert Havemann oder Wie die DDR sich erledigte, München 2003)



Havemann wollte die Friedensdiskussion nicht auf die DDR beschränkt sehen, sondern er betrachtete sie genauso als westdeutsche Angelegenheit. Obgleich in der DDR ab Mitte der sechziger Jahre eine *persona non grata* und zeitweise unter Hausarrest gestellt, gelang es ihm, mit Unterstützern innerhalb der westdeutschen Friedensbewegung und insbesondere aus der Arbeitsgemeinschaft Berlin- und Deutschlandpolitik der West-Berliner Alternativen Liste in Kontakt zu treten. Der gesamtdeutsche Charakter des Aufrufes begründete sich daher nicht nur aus den postulierten Zielen, sondern auch aus seiner Entstehungsgeschichte heraus.

Unter der Federführung des ehemaligen Regierenden Bürgermeisters von Berlin Heinrich Albertz, der Schriftstellerin Ingeborg Drewitz und des Historikers und „linken Patrioten“ Peter Brandt (dem ältesten Sohn Willy Brandts) wurde der Havemann-Brief in einer großangelegten Aktion über Zeitungsannoncen und Faltblätter in Westdeutschland verbreitet (Faksimile im Anhang). Insbesondere Brandt zeichnete für diese „gesamtdeutsche Friedensinitiative“ verantwortlich. Das Begleitschreiben zum Havemann-Brief fasste nochmals die Kernforderungen des blockübergreifenden Engagements zusammen und nannte die „Zurückstellung der Bündnisdisziplin unter die Überlebensinteressen der in beiden Staaten deutscher Nation lebenden Menschen“ in Zeiten des sich wieder verschärfenden Kalten Krieges eine Pflicht.

In der DDR zählte der Havemann-Brief 28 Erstunterzeichner, unter ihnen der Oppositionelle Pfarrer Rainer Eppelmann und der spätere Mitbegründer der „Initiative Frieden und Menschenrechte“ Gerd

Poppe; insgesamt kamen rund zweihundert Unterschriften zusammen. Im Westen Deutschlands fand der Aufruf rund 20.000 Unterzeichner, darunter viele prominente Persönlichkeiten - so Jurek Becker, Joseph Beuys, Rolf Hochhuth, Claus Peymann, Uta Ranke-Heinemann, Alice Schwarzer und Martin Walser. Auch bekannte Politiker aus den Reihen der SPD wie Gert Weisskirchen, Ottmar Schreiner oder Hans-Ulrich Klose und führende Vertreter der Grünen wie Gert Bastian, Petra Kelly oder Otto Schily unterstützten den Brief.

Im linken politischen Spektrum traf die Havemann-Aktion ganz überwiegend auf Zuspruch, wenn Absagen auch nicht ausblieben, missfiel einigen doch die Verknüpfung von sicherheitspolitischen Fragen mit der Deutschlandproblematik. Die der Sozialdemokratie nahe stehende Historikerin Helga Grebing beispielsweise begründete ihre Ablehnung des Briefes damit, dass sie „kein gesamtdeutscher Patriot“ sei. Für sie ist die deutsche Geschichte „nur von ihrem vorläufigen Ende durch die unvergleichbare nationalsozialistische Gewalt-, Terror- und Menschenvernichtungs-Herrschaft her zu denken“. Gerade aus diesem Grunde ziehe sie es vor, „in der Bundesrepublik zu leben und nicht in einem konföderierten oder Gesamtdeutschland“. Dem Frankfurter Sozialphilosophen Jürgen Habermas passte ebenso wenig die Kopplung der so zentralen „Frage der wahnwitzigen Rüstungspolitik“ mit der in seinen Augen nachrangigen Frage der Wiedervereinigung. Indirekt erteilte er den Verantwortlichen der Havemann-Initiative im besonderen und den „linken Patrioten“ im allgemeinen eine Rüge, indem er über den ersten SPD-Vorsitzenden nach dem Krieg, Kurt Schumacher, schrieb, dieser sei „mit der vollkommen idiotischen Vor-



stellung aus dem KZ gekommen [...], die Linken hätten in der nationalen Frage etwas versäumt“.

### III.

Sieht man von der negativen Bewertung ab, so teilte Peter Brandt, an den Habermas diese Stellungnahme in einem Brief gerichtet hatte, den Rückbezug auf das erste Nachkriegsjahrzehnt. Ziel der Friedensinitiative sei es, so äußerte er sich am 7. Oktober 1981 in einer Radio-sendung des Westdeutschen Rundfunks, „dass wir den Zusammenhang von Deutschlandpolitik und Friedenspolitik, der ja in den 50er Jahren ganz deutlich war, der dann in der zweiten Hälfte der 60er und der 70er Jahre etwas in Vergessenheit geraten ist, dass dieser Zusammenhang wiederhergestellt wird“. Wilhelm Grewe, der alte politische Mitstreiter Adenauers und Urheber der so genannten Hallstein-Doktrin, war hingegen davon überzeugt, „dass alles, aber auch alles“ an Vorschlägen wie von Havemann „im Laufe der letzten vierzig Jahre schon unzählige Male gesagt, geschrieben, verkündet, bezweifelt, beantwortet“ worden war. Bei dem Ansinnen eines dritten Weges in der deutschen Frage handelte es sich um einen „Ladenhüter“ aus den ersten zehn Jahren nach Kriegsende, als es schon seine Untauglichkeit bewiesen habe. In der Tat war das Jahrzehnt bis zum NATO-Beitritt der Bundesrepublik 1955 von einer Vielzahl neutralistischer Vorstöße geprägt gewesen. In allen großen Parteien, zuvorderst bei den Sozialdemokraten, aber auch bei den Liberalen und den Christdemokraten, existierten solche Dritte-Weg-Tendenzen. Als Beispiele nenne ich nur die Namen Jakob Kaiser und Karl Georg Pfleiderer.

Gustav W. Heinemann, der wahrscheinlich bekannteste Verfechter eines deutschlandpolitischen dritten Weges in den fünfziger Jahren, trat für eine – wie es bei ihm hieß – „Ausklammerung“ Deutschlands aus den Blöcken ein. 1950 war für Heinemanns Entwicklung ein Schlüsseljahr. Damals kam es zum Zerwürfnis zwischen ihm und Adenauer, der trotz vielfältiger Vorbehalte Heinemann gleichsam als „A-libiprotestanten“ in sein von Katholiken dominiertes Kabinett aufgenommen hatte. Während des Dritten Reiches war Heinemann Mitglied der oppositionellen Bekennenden Kirche gewesen, nach 1945 gehörte er dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland an und fungierte ab 1949 auch als deren Präses der gesamtdeutschen Synode.

Anfangs harmonierten der Kanzler und sein Minister durchaus, zumal es wenig Anlass für inhaltlichen Dissens gab. Schließlich befürwortete Heinemann den Eintritt der Bundesrepublik in die Ruhrbehörde ebenso wie den Aufbau einer Bereitschaftspolizei. Auch besaß er eine antikommunistische Grundhaltung und griff die SED-Politik der Nationalen Front scharf an. Im August 1950 brach der Konflikt mit Adenauer umso heftiger aus, als dieser hinter dem Rücken seiner Minister ein Sicherheitsmemorandum an den amerikanischen Hochkommissar lanciert hatte. Darin erklärte er die prinzipielle Bereitschaft der Bundesrepublik, sich mit einem Kontingent an einer westeuropäischen Armee zu beteiligen. Dies war ein Signal nicht nur für die Wiederbewaffnung, sondern auch für die an Festigkeit gewinnende Westintegration – bei gleichzeitiger Zurückstellung der deutschen Frage. Der entscheidende Anlass, wenn auch nicht die tiefere Ursache für Heinemanns anschließendes Rücktrittsgesuch lag indes in Adenauers



Umgang mit den Kabinettsmitgliedern und insbesondere mit ihm, dem für Polizeianglegenheiten zuständigen Minister. Von der Übergabe des Memorandums nämlich erfuhr er erst mit etwa vier- undzwanzigstündiger Verspätung aus der Zeitung.

War Heinemanns spontane Entscheidung zum Rücktritt vom Amt des Bundesinnenministers wesentlich durch Adenauers eigenmächtigen Führungsstil motiviert, so lag der eigentliche Grund doch tiefer und verwies auf ein den Adenauerschen Vorstellungen diametral entgegengesetztes Verständnis in deutschlandpolitischen Belangen. Anders als Adenauer es später in seinen Erinnerungen suggerieren sollte, war Heinemanns Verhalten nicht mit einem prinzipiellen und christlich begründeten Pazifismus zu erklären, sondern vielmehr aus der Überlegung heraus, dass die westdeutsche Wiederbewaffnung auf absehbare Zeit alle Wege zu einer Wiedervereinigung verbauen würde. Mehr und mehr reifte in Heinemann die Idee eines aus den Blöcken in Ost und West ausgeklammerten Deutschlands heran. Um diesem Gedanken und dem Kampf gegen die Wiederbewaffnung Geltung zu verschaffen, begründete er zunächst die überparteiliche „Notgemeinschaft für den Frieden Europas“, bevor er nach seinem Austritt aus der CDU im November 1952 eine eigene Partei ins Leben rief: die Gesamtdeutsche Volkspartei. Die GVP engagierte sich gegen die Remilitarisierung und für eine operative Deutschlandpolitik ohne Umwege durch den Status einer international garantierten Neutralität für Gesamtdeutschland. Anschaulich formulierte Heinemann im November 1951: „Wenn ich nach Dresden oder Rostock oder Berlin will, steige ich nicht in einen Zug nach Paris oder Rom ein. [...] Weder in Paris noch in

Rom oder Brüssel treffen wir Leute, die Wert darauf legen, uns nach Berlin zu bringen!“

## Was will die Gesamtdeutsche Volkspartei

(Heinemann, Wessel, Bodensteiner)

# GVP

### Außenpolitik

- 1. Die GVP will nicht,  
daß sich Deutschland einer neuen Machtpolitik verschreibt.  
Die GVP will,  
daß Deutschland dazu beiträgt, eine Dritte Kraft zwischen Ost und West zu  
schaffen, welche die Spannungen ausgleicht und so den Frieden stärkt.**
- 2. Die GVP will nicht  
die Wiedervereinigung Deutschlands dem westlichen Militärblock opfern.  
Die GVP will  
das natürliche Recht des deutschen Volkes auf Wiedervereinigung ohne Krieg  
nicht mit leeren Worten, sondern durch die Tat geltend machen.**

Abb.3: Flugblatt der Gesamtdeutschen Volkspartei, o.J. (Deutsches Historisches Museum, Berlin)

Mit großem Einsatz arbeitete die GVP auf die Bundestagswahl des Jahres 1953 hin, doch diese endete für sie in einem Debakel, konnte die Partei doch nur 1,16 Prozent der Stimmen erlangen. Seitdem vegetierte sie bis zu ihrer offiziellen Auflösung auf dem Bundesparteitag im Mai 1957 vor sich hin. Heinemann resignierte ab dem NATO-Beitritt der Bundesrepublik 1955 zunehmend, da er die Erfolgchancen für ein wiedervereinigtes Deutschland außerhalb der Blöcke geschwunden sah. Der Preis für die Einheit sei nun ungleich höher als zu Beginn der fünfziger Jahre. Schon bald ging Heinemann auf Avancen der SPD ein, trat zu ihr über und wurde 1957 in den Bundestag gewählt. Auch andere Weggefährten aus der GVP, die später bekannte SPD-Politiker werden sollten, schlugen diesen Weg ein, so Johannes Rau, Diether Posser und Erhard Eppler. Heinemann zweifelte zwar zunehmend



daran, dass die deutsche Einheit auf direktem Wege in absehbarer Zeit zu erreichen sei, aber in einem legendären Interview vom 8. März 1969 mit der „Stuttgarter Zeitung“, in dem er seine Wahl zum Bundespräsidenten drei Tage zuvor als ein „Stück Machtwechsel“ bezeichnete, sagte er außerdem: „Auch die Zugehörigkeit zur NATO, das habe ich in den vergangenen Jahren doch oft genug gesagt, kann nicht Endstation der Deutschland-Politik sein, weil es unmöglich ist, in der NATO eine Wiedervereinigung der Gemeinschaft unseres Volkes zu erreichen, genauso wie es unmöglich ist, das im Warschauer Pakt zu erreichen. Wir müssen grundsätzlich bereit sein, aus diesen Blockbildungen wieder herauszukommen.“

Heinemann reüssierte im höchsten Staatsamt, doch mit seinem Ziel eines dritten Weges in der deutschen Frage scheiterte er. Dabei gab es im ersten Nachkriegsjahrzehnt neben den schon erwähnten Einzelkämpfern aus den großen Parteien Mitstreiter für diese Idee in der Publizistik, etwa Rudolf Augstein und „Der Spiegel“, wenigstens zwischenzeitlich Richard Tüngel und „Die Zeit“, Paul Sethe und die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ oder Klaus Rainer Röhl und „konkret“. Auch setzten sich verschiedene intellektuelle Gesprächszirkel – an erster Stelle Ulrich Noack und der „Nauheimer Kreis“ sowie Wolf Schenke und die „Dritte Front“ – vehement für ein vereintes Deutschland zwischen Ost und West ein. Die neue, radikal gewandelte bipolare Weltsituation berücksichtigte indes keine Zwischenpositionen, begegnete ihnen vielmehr mit Verdächtigungen und Diffamierungen. Gerade Anhängern Adenauers galten Personen wie Heinemann nicht nur als Störenfriede und Spinner, sondern auch als Sozialistenfreunde

und Spione des Ostens. Derartige Verleumdungen – denn in den meisten Fällen waren es solche – entsprangen der Angst, die Neutralisierung Deutschlands könnte doch wieder zum Gegenstand von alliierten Gipfelkonferenzen werden und die Unterstützung der öffentlichen Meinung in Deutschland finden. Nach 1959 blieben allerdings für fast genau dreißig Jahre Viermächte-Verhandlungen über die Friedensregelung mit Deutschland aus.

Noch im Vorfeld der Zwei-plus-Vier-Verhandlungen, an deren Ende am 12. September 1990 der „Vertrag über die abschließende Regelung in Bezug auf Deutschland“ stand, war bei Politikern im Westen die Furcht vor einem dritten Weg für Deutschland hier und da durchaus zu vernehmen. Bundeskanzler Helmut Kohl etwa sorgte sich, dass die Opposition unter Führung Oskar Lafontaines ein in der Bevölkerung schlummerndes neutralistisches Potential zu neuem Leben erwecken könnte. In einem Gespräch mit dem französischen Staatspräsidenten François Mitterrand äußerte Kohl Anfang März 1990 die Befürchtung, „dass die gleichen Leute, die sich 1983 gegen die Stationierung der Pershing II eingesetzt hätten, heute versuchten, eine Politik der Neutralität für ein vereinigtes Deutschland durchzusetzen“.

Er erinnerte an die Nachrüstungsdebatte vom Anfang der achtziger Jahre, die damals im In- und Ausland den Eindruck erwecken konnte, Deutschland wolle sich vom Westen „abkoppeln“ und befände sich in einer „Akzeptanzkrise“. Intellektuelle verschiedener Couleur waren in jenen Jahren aufgeschreckt. Ich will nur zwei bekannte Historiker zitieren: Hans-Ulrich Wehler sah schon die Auferstehung der „Chimäre eines neutralisierten Gesamtdeutschland“, Arnulf Baring wunderte



sich über „unseren neuen Größenwahn“ und wies auf die Gefahr einer zumindest „inneren Neutralisierung bei Aufrechterhaltung der formalen Westbindungen“ hin. Der „Stern“ widmete dem „neuen Patriotismus“ im Oktober 1981 einen ganzen Titel und nährte die Befürchtung, „Anti-Amerikanismus, Pazifismus und Neutralismus könnten das Bündnis sprengen und die Diskussion um die deutsche Wiedervereinigung wiederaufleben lassen.“ Angesichts der vermeintlichen Drohkulisse und des möglichen internationalen Vertrauensverlustes wurden führende Politiker der Union, der Liberalen, aber auch der Sozialdemokraten nicht müde, ihre Abneigung gegenüber jeglichen deutschen Sonderwegen zum Ausdruck zu bringen. Im historischen Rückblick erscheint die Aufregung überzogen, selbst wenn man in Rechnung stellt, dass es in der SPD während des Stationierungsstreits und der Phase der „zweiten Ostpolitik“ Tendenzen einer gewachsenen Distanz zu Amerika sowie der Äquidistanz gab und Lafontaine seine „Angst vor den Freunden“ öffentlich kundtat.

#### IV.

Die Geschichte deutschlandpolitischer dritter Wege von Heinemann bis Havemann ist im Ganzen eine Geschichte ihrer Wirkungslosigkeit und ihres Scheiterns. Sie lässt sich vorrangig mit der festgefahrenen bipolaren Weltordnung ab 1947 und den damit verbundenen klaren ideologischen Fronten erklären. Die Bundesrepublik vollzog nicht nur die militärische Westintegration, sondern verband damit zunehmend auch eine entsprechende Wertbindung (im Sinne der Verwestlichung oder „Westernisierung“). Die DDR vollzog nicht nur eine militärische

Ostintegration, sondern die SED-Führung verband damit auch eine besonders große Treue zum orthodoxen Kommunismus Moskauer Provenienz (zumindest bis zu Gorbatschows Machtantritt 1985). Zusätzlich resultierte die Schwäche der Dritte-Weg-Position aus dem Bruch der Bundesrepublik mit dem viel beschworenen antiliberalen, antiwestlichen und antidemokratischen Sonderweg, ja, wenn man so will, mit der deutschen Geschichte bis dahin.

Doch neben diesen für das Scheitern des dritten Weges in der deutschen Frage ohne Zweifel entscheidenden Rahmen- und Ausgangsbedingungen gab es auch immanente Gründe dafür, weshalb dieses Denkmodell, diese Idee – denn ein in die Wirklichkeit umgesetzter Weg war es keinesfalls – an mangelnder Durchsetzungsfähigkeit krankte. Es gab nämlich nicht den einen dritten Weg, sondern vielfältige Abweichungen und Variationen, die zum Teil sogar gegenläufig waren. Sie kommen klar zum Vorschein, sobald man über die sicherheits- und militärpolitische Orientierung hinausgeht und Fragen nach der staatlich-politischen Ordnung sowie nach gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Zielen berücksichtigt.

An den Beispielen Heinemanns und Havemanns lässt sich die Variationsbreite des dritten Weges gut verdeutlichen. Heinemann verfolgte eine Politik der auf sicherheitspolitische Fragen beschränkten Neutralität und lehnte jede Form eines wertgebundenen dritten Wegs ab. Er war ein Anhänger der westlichen Demokratie und Kultur ebenso wie der sozialen Marktwirtschaft. Sein Eintreten für einen deutschlandpolitischen dritten Weg war wesentlich von Einheitsstreben angetrieben, das bei ihm durch einen christlich geprägten Friedenswunsch



unterstützt wurde. Die Bundesrepublik Deutschland galt ihm als der bessere deutsche Staat. Die DDR nannte er noch in der Abrechnung mit Adenauer vom 23. Januar 1958 ein totalitäres System, dem das „unerschütterliche Nein“ des Antikommunisten Heinemann galt. Dies wollte er aber mit dem „Ja zur Nachbarschaft der totalitär regierten Ostvölker“ verbunden wissen.

Havemann vollzog vielfältige Wandlungen vom antifaschistischen Widerstandskämpfer und Stalinisten, treuen Parteikader der SED und inoffiziellen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit hin zum bekanntesten Dissidenten der DDR und zur Ikone der Bürgerrechtsbewegung. Wie Heinemann wünschte er sich die Wiedervereinigung zwar grundsätzlich, aber nicht „in der Form eines Deutschlands, wie es [...] gegenwärtig die Bundesrepublik darstellt“.



Porträt nach einem Aquarell von Louis (g. n. bustan)

*Robert Havemann*

## Ein Marxist in der DDR

Für Robert Havemann

Hrsg. von Hartmut Jäckel



R. Piper & Co. Verlag  
München Zürich

Abb.: 4: Titelseite von Hartmut Jäckel (Hrsg.): Ein Marxist in der DDR.  
Für Robert Havemann, München/Zürich 1980

Es sollte auch kein Abbild der DDR sein, sondern eine Melange aus beiden Staaten und Systemen, allerdings mit mehr ost- als westdeutschen Anteilen. Denn für Havemann blieb die DDR – ungeachtet aller Repressionen, die er ab Mitte der sechziger Jahre und dann vor allem in den Siebzigern zu erleiden hatte – das „bessere Deutschland“. Es sei „historisch weiter vorangeschritten“, weil es das „Privateigentum an Produktionsmitteln“ abgeschafft habe. Der Unterschied zwischen Kapitalismus und Kommunismus wog für ihn letztlich schwerer als der zwischen Demokratie und Diktatur.

Havemann verstand sich gleichwohl als „demokratischer“ Kommunist oder Sozialist und war in dieser Haltung durchaus repräsentativ für diejenigen ostdeutschen Oppositionellen, die Deutschland wiedervereinigen, damit aber gleichzeitig einen verbesserten Sozialismus verbunden sehen wollten. Diese Dritte-Weg-Vorstellungen lebten von der Überzeugung, dass die Realität in den kommunistisch regierten Staaten nicht der marxistischen Theorie entsprach, Anspruch und Wirklichkeit weit auseinander lagen. Sie begründeten ihre Forderung nach einem dritten Weg damit, erst durch ihn würde der wirkliche Sozialismus geschaffen. Ihr Ansinnen war von vornherein widerspruchsvoll, konkurrierte in diesem Fall doch der Wunsch nach Wiedervereinigung stets mit der Hoffnung auf die innere Reformfähigkeit des ostdeutschen Staates.

Lassen Sie mich ein Resümee ziehen: Plutarch stellte einst in seinen „Parallelen Lebensbeschreibungen“ das Leben je eines großen Griechen dem eines großen Römers gegenüber, auch in der Absicht, „Griechenland“ und „Rom“ miteinander zu versöhnen. Es ist verlockend,



diesen Ansatz auf Heinemann und Havemann zu übertragen. Doch ein genauerer Blick auf ihre Ideenwelten hat gezeigt, dass sie nur schwerlich für eine ost-westdeutsche Versöhnungsgeschichte herhalten können. Gemeinsam war Heinemann und Havemann zwar das Eintreten für eine deutschland- und friedenspolitische Alternative. Über diesen Minimalkonsens hinaus aber besaßen sie grundsätzlich verschiedene politische, gesellschaftliche und ökonomische Ordnungsvorstellungen. Wohl wichen beide zwischenzeitlich von der Hauptlinie der Politik in ihrem Land ab, übte der eine deutliche Opposition und wurde der andere Dissident Nr. 1. Doch am Ende blieben beide Persönlichkeiten, so eigenwillig sie waren, so sehr sie auch aufbegehrten und so paradox dies gerade im Falle Havemanns klingen mag, mindestens dem Grunde und ihrem Selbstverständnis nach loyal gegenüber dem politischen System, in dem sie nach 1949 lebten. Auch von seinen inneren Voraussetzungen her waren einem blockübergreifenden dritten Weg mithin enge Grenzen gesetzt und blieben Heinemann wie Havemann letztlich ebenfalls Kinder des ideologischen Zeitalters.





# Offener Brief

an den Vorsitzenden des Ausschusses für Deutsche Sprache der DGS  
Rostock, den 1. März 1999

Herrn Prof. Dr. Hans-Joachim Lauth

Sehr geehrter Herr Vorsitzender! Ich habe die Ehre, Ihnen heute einen Brief zu schreiben, in dem ich Ihnen meine Gedanken zu den von Ihnen am 1. März 1999 veröffentlichten Beschlüssen des Ausschusses für Deutsche Sprache der DGS mitteilen möchte.

## Anhang

Ich habe mich zunächst mit den Beschlüssen auseinandergesetzt, die den Namen der Deutschen Gesellschaft für Deutsche Sprache (DGS) betreffen. Ich finde es sehr gut, dass Sie sich für die Zukunft der DGS Gedanken gemacht haben und die Mitglieder der DGS über Ihre Überlegungen informiert haben. Ich finde es auch sehr gut, dass Sie die Mitglieder der DGS über die Möglichkeit der Namensänderung informiert haben.

Ich finde es jedoch sehr bedauerlich, dass Sie die Mitglieder der DGS nicht über die Möglichkeit der Namensänderung informiert haben, bevor Sie die Beschlüsse gefasst haben. Ich finde es auch sehr bedauerlich, dass Sie die Mitglieder der DGS nicht über die Möglichkeit der Namensänderung informiert haben, bevor Sie die Beschlüsse gefasst haben.

Ich finde es sehr bedauerlich, dass Sie die Mitglieder der DGS nicht über die Möglichkeit der Namensänderung informiert haben, bevor Sie die Beschlüsse gefasst haben. Ich finde es auch sehr bedauerlich, dass Sie die Mitglieder der DGS nicht über die Möglichkeit der Namensänderung informiert haben, bevor Sie die Beschlüsse gefasst haben.

Ich finde es sehr bedauerlich, dass Sie die Mitglieder der DGS nicht über die Möglichkeit der Namensänderung informiert haben, bevor Sie die Beschlüsse gefasst haben. Ich finde es auch sehr bedauerlich, dass Sie die Mitglieder der DGS nicht über die Möglichkeit der Namensänderung informiert haben, bevor Sie die Beschlüsse gefasst haben.

Ich finde es sehr bedauerlich, dass Sie die Mitglieder der DGS nicht über die Möglichkeit der Namensänderung informiert haben, bevor Sie die Beschlüsse gefasst haben. Ich finde es auch sehr bedauerlich, dass Sie die Mitglieder der DGS nicht über die Möglichkeit der Namensänderung informiert haben, bevor Sie die Beschlüsse gefasst haben.

Ich finde es sehr bedauerlich, dass Sie die Mitglieder der DGS nicht über die Möglichkeit der Namensänderung informiert haben, bevor Sie die Beschlüsse gefasst haben. Ich finde es auch sehr bedauerlich, dass Sie die Mitglieder der DGS nicht über die Möglichkeit der Namensänderung informiert haben, bevor Sie die Beschlüsse gefasst haben.

gondol



# Offener Brief

an den Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR,  
Leonid Bresniew

Sehr geehrter Herr Leonid Bresniew !

Voller Sorge um die Zukunft Europas und um den Weltfrieden wenden wir uns an Sie in der Hoffnung, daß Ihr im Herbst erwarteter Besuch der Bundesrepublik Deutschland und Ihr Zusammentreffen mit dem Bundeskanzler Helmut Schmidt einen Weg eröffnen wird, der aus der gegenwärtigen gefährlichen Entwicklung herausführen wird.

Immer mehr Menschen fürchten sich davor, daß nach einem über dreißigjährigen Frieden in Europa nun unserem Kontinent die totale Vernichtung in einem nuklearen Weltkrieg droht. In Westeuropa konkretisiert sich diese Furcht insbesondere in der Opposition gegen die Stationierung neuer amerikanischer Mittelstreckenraketen, den Bau der Neutronenbombe sowie die in Europa lagernden Atomwaffen. Wenn diese Waffen jemals zum Einsatz kommen, werden sie Europa in eine Wüste verwandeln.

Es ist bekannt, daß die Befürworter dieser Politik diese sogenannte Nachrüstung der NATO als rein defensiv bezeichnen. Sie sei nur die Antwort auf die Aufrüstung der Länder des Warschauer Paktes mit den neuen, gleichfalls weitreichenden sowjetischen Mittelstreckenraketen des Typs SS 20 und auf die große zahlenmäßige Überlegenheit der sowjetischen Panzerwaffe.

Angesichts der Größe der uns drohenden Gefahr erscheint es uns müßig die Frage zu stellen, ob diese Eskalation des Schreckens noch andere Gründe hat: Wie kann die Aufstellung der Raketen und Marschflugkörper und der Neutronenbomben verhindert werden ? Wie kann Europa, das heute das Gebiet der Erde mit der größten Anhäufung nuklearer Sprengköpfe ist, in eine atomwaffenfreie Zone verwandelt werden?

Obwohl wir Unterzeichner dieses Briefes die Gründe dieser gefährlichen Entwicklung sehr verschieden einschätzen, wollen wir unterstellen, daß weder die NATO noch der Warschauer Pakt ursprünglich aggressive Ziele verfolgen und einen rein defensiven Charakter haben. Leider hat aber im Laufe der Jahre auf beiden Seiten ein schreckenerregendes Wettrüsten dazu geführt, daß sich heute an der Demarkationslinie in Europa zwei waffenstarrende Militärmaschinen gegenüberstehen. Sie verfügen über ein Vernichtungspotential, das ausreicht, die ganze Menschheit nicht nur ein Mal, sondern vielleicht fünf oder zehn Mal zu töten. Der Grund dieses Wettrüstens besteht hauptsächlich darin, daß keine Seite der anderen die rein defensiven Absichten mehr glaubt.

Beide Seiten sind vielmehr überzeugt einer wachsenden Bedrohung mit immer neuen Rüstungsanstrengungen begegnen zu müssen. Auf die darin liegenden Gefahren braucht nicht erst hingewiesen zu werden. Bei der Zuspitzung der militärischen Konfrontation in Europa spielt die Teilung Deutschlands eine wesentliche Rolle. Ursprünglich schien hierdurch ein gefährlicher Aggressor für immer entmachtet und damit der Frieden in Europa gesichert. Aber das absolute Gegenteil war die Folge. Denn wenn das nukleare Inferno dereinst über uns kommen wird, dann vor allem, weil die Ost-West-Konfrontation die beiden deutschen Staaten zur Aufmarschbasis und nuklearen Speerspitze des einen gegen den anderen werden ließ. Die Teilung Deutschlands schuf nicht Sicherheit, sondern wurde Voraussetzung der tödlichsten Bedrohung, die es in Europa jemals gegeben hat.

Jede Bombe, jede Rakete, überhaupt jede Waffe, die von unseren Beschützern nach Deutschland gebracht wird, sichert nicht den Frieden, sondern bringt uns dem Untergang näher. Wir brauchen keine Rüstung, wir brauchen Abrüstung. Wir brauchen nicht die Stärke von NATO und Warschauer Pakt, sondern die Fortführung der weltweiten Entspannungspolitik, damit NATO und Warschauer Pakt eines Tages überflüssig werden. Die Sicherheit Europas wird nicht durch Kriegswaffen geschaffen, sondern durch deren Beseitigung.

Es gilt insbesondere die beiden Teile Deutschlands der Blockkonfrontation zu entziehen. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß die Sowjetunion sich bis in die sechziger Jahre immer wieder für die Entmilitarisierung und Neutralisierung ganz Deutschlands ausgesprochen hat. 36 Jahre nach Ende des Krieges ist es jetzt zur dringenden Notwendigkeit geworden, die Friedensverträge zu schließen und alle Besatzungstruppen aus beiden Teilen Deutschlands abziehen. (Selbstverständlich müßte die Stellung West-Berlins gesichert bleiben) Wie wir Deutsche unsere nationale Frage dann lösen werden, muß man uns schon selbst überlassen und niemand sollte sich davor mehr fürchten, als vor dem Atomkrieg.

Dieses Ziel erscheint vielen Deutschen zwar erstrebenswert, aber vorläufig utopisch. Sie können es sich nicht vorstellen, daß die Sowjetunion bereit sein könnte, auf ihre militärische Basis in der DDR zu verzichten. Wir glauben aber, daß dies sehr wohl möglich ist, wenn gleichzeitig die militärische Basis der USA in der Bundesrepublik Deutschland und damit in Europa überhaupt aufgelöst wird. Zugleich müßte im Friedensvertrag festgelegt und durch die Großmächte garantiert sein, daß in Deutschland nie wieder ein aggressives Militärpotential geschaffen wird.

Sehr geehrter Herr Breshnew ! Wir wenden uns in vielleicht letzter Stunde an Sie mit der Bitte, diese Vorschläge ernsthaft zu erwägen. Wir sind überzeugt, daß keine westdeutsche Regierung weiterhin auf die Stationierung der neuen Nuklearwaffen der USA beharren kann, wenn die Regierung der Sowjetunion sich bereit erklärt, über einen derartigen Vorschlag zur Lösung der Spannungen in Europa zu verhandeln, und wenn sie überdies solche Verhandlungen erleichtert, indem sie auch ihrerseits darauf verzichtet, die jetzt schon vorhandene Mittelstreckenrüstung gegen Westeuropa noch weiter auszubauen.

Angesichts der 20 Millionen Toten, die Ihr Land in dem von Deutschland begonnenen zweiten Weltkrieg verloren hat, und angesichts der über 5 Millionen Toten, die unser Volk zu beklagen hatte, müssen Sicherheit und Sicherung des Friedens besonders für unsere beiden Völker das oberste Gebot der Politik sein.

Mit dem Ausdruck der Hochachtung

Unterzeichner aus der DDR:

Robert Havemann  
R.S.(Physiker)  
Gerd Poppe (Physiker)  
Rainer Eppelmann (Pfarrer)  
Rüdiger Rosenthal  
Hans Donarski  
Thomas Beyer  
Sascha Andersen  
Ekkehard Maass  
Christian Kloß  
Bernd Janowski  
Jan Markowski  
Wolfgang Mahel  
Hartmut Bonk

Grünheide den 20.September 1981

Peter Leisegang  
Bernd Fiebiger (Jugendmitarbeiter Bln.Pankow)  
Christiane Weu (Facharbeiter)  
Winfried Weu (Facharbeiter)  
Eberhard Henke (Manager)  
Bernd Schröder (Jugenddiakon)  
Uwe Kulisch (Arbeiter)  
Ralf Syrowadka (Jugenddiakon)  
Bernd Kahlau (Hausmann)  
Eva-Maria Eppelmann (Hausfrau)  
Helma Kublik (Facharbeiter)  
Katja Havemann (Hausfrau)  
Gerhard Dietrich (Industrieökonom)

Grünheide den 25.September 1981



**Unterzeichner aus der Bundesrepublik und Berlin (West)**

Stand vom 28.9.1981

Heinrich Albertz (ehem. Regierender Bürgermeister von Berlin)  
Heinz Albrecht (marxistischer Arbeitskreis in der SPD)  
Carl Amery (Schriftsteller)  
Herbert Ammon (Lehrer)  
Erich Auch (Oberursel)  
Gert Bastian (General a.D.)  
Erwin Beck (Stadtältester)  
Jurek Becker (Schriftsteller)  
Hans Bender (Germanist)  
Joseph Beuys (Künstler)  
Wolf Biermann (Liedermacher)  
Manfred Birkhahn (Angestellter, Betriebsrat)  
Rosa Bleisteiner (Oberursel)  
Heinz Brandt (Gewerkschafter)  
Dr. Peter Brandt (Historiker)  
Achim Bremmer (Soziologe)  
Christine Brückner (Schriftstellerin)  
Dr. Hans Christoph Buch (Schriftsteller)  
Alex Conti  
Dr. Daniel Danisch (Soziologe)  
Gerhard Diedler (Stadttrat)  
Helmut Diehl (Maler)  
Hannsferdinand Döbler (Schriftsteller)  
Ingeborg Drewitz (Schriftstellerin)  
Axel Eggebrecht (Schriftsteller)  
Eugen Eberle (Stadttrat)  
Tina Engel (Schauspielerin)  
Thomas Erwin (Schriftsteller)  
Reiner Maria Fahlbusch (1. Vorsitzender der GEW-Berlin)  
Tilman Fichter (Politologe)  
Peter Finger (MdA, Alternative Liste)  
Hartmut Fondermann (BI Frieden durch Neutralität)  
Margret Frosch (Filmemacherin)  
Jürgen Fuchs (Schriftsteller)  
Prof. Dr. Helmut Gollwitzer (ehem. Hochschullehrer)  
Jürgen Graalfs (Rechtswalt)  
Walther Grunewald (Bezirksverordneter WUB)  
Peter Härtling (Schriftsteller)  
Sarah Haffner (Schriftstellerin)  
Michael Hansch (Katechet)  
Siegfried Heimann (Historiker)  
Prof. Dr. Wolfgang Fritz Haug (Hochschullehrer)  
Prof. Dr. Horst Herrmann (Hochschullehrer)  
Rolf Hochhuth (Schriftsteller)  
Helmut Horst (Personalrat)  
Willi Hoss (Betriebsrat Daimler Benz)  
Prof. Dr. Martin Jänicke (Hochschullehrer, MdA der AL)  
Dr. Inge Jens  
Prof. Dr. Walter Jens (Philologe)  
Hajo Hoffmann (MdB der SPD)  
Prof. Dr. Robert Jungk (Zukunftsforscher)  
Petra Kelly (Bundesvorstand der Grünen)  
Karl Kircher (ehem. Gewerkschaftssekretär)  
Hans-Ulrich Klose (ehem. Bürgermeister von Hamburg)  
Dr. Ludolf Kuchenbuch (Historiker)  
Klaus Dieter Kühbacher (MdB der SPD)  
Otto Heinrich Kühner (Schriftsteller)  
Günter Kunert (Schriftsteller)  
Inge Laser (Schauspielerin)  
Dieter Laser (Schauspieler)  
Dieter Lattmann (Schriftsteller, ehem. MdB der SPD)  
Dieter Marcello (Betriebsrat Daimler Benz)  
Margarete Mitscherlich-Nielsen (Psychologin)  
Johannis Mizoglou (Betriebsrat Daimler Benz)

Frank-Wolf Matthies (Schriftsteller)  
Jörg Mettke (Journalist)  
Hermann Mühleisen (Betriebsrat Daimler Benz)  
Prof. Dr. Hubertus Mynarek (Theologe)  
Jost Nolte (Journalist)  
Hinrich Oetgen (Oberursel)  
Ursula Osterle (Erzieherin)  
Anton Papp (Betriebsrat, Vertrauensleiter Metall)  
Claus Peymann (Schauspielhaus Bochum)  
Dr. Sibylle Plogstedt (Redaktion „Courage“)  
Prof. Dr. Theol. Uta Ranke-Heinemann (Theologin)  
Gerd Rathgeb (Betriebsrat Daimler Benz)  
Stefan Reisner (Kinderbuchautor, Journalist)  
Louise Rinser (Schriftstellerin)  
Prof. Dr. Heinz Röhr (Hochschullehrer)  
Norbert Römer (Gewerkschaftsredakteur)  
Peter Rühmkorf (Schriftsteller)  
Peter Rohde  
Ottokar Runze (Produzent und Redakteur)  
Heidemarie Rohweder (Schauspielerin)  
Otto Sander (Schauspieler)  
Ursula Schaar (Lehrerin, MdA der AL)  
Wolfgang Schaar (Schulbuchautor)  
Dietrich Schallehm (Oberursel)  
Kurt Scharf (Alt-Bischof)  
Wolf Schenke (Redakteur)  
Otto Schilv (Rechtswalt)  
Jürgen Schitthelm (Direktor der Berliner Schaubühne)  
Klaus Jürgen Schmidt (MdA der AL)  
Romy Schneider (Schauspielerin)  
Gebhard Schönfeldt (SPD, Stadttrat)  
Prof. Dr. Michael Schuhmann (Hochschullehrer)  
Alice Schwarzer (Redaktion „Emma“)  
Prof. Dr. Wolfgang Seiffert (Hochschullehrer)  
Peter Sellin (MdA der AL)  
Dorothee Sölle (Theologin)  
Jochen Sonn (Betriebsrat Daimler Benz)  
Ottmar Schreiner (MdB der SPD)  
Peter Stein (Regisseur)  
Rudolf Steinke (Arbeitskreis atomwaffenfreies Europa)  
Klaus Stiller (Schriftsteller)  
Martin Stöhr (Akademiedirektor)  
Inge Stolten (Schriftstellerin)  
Holger Strohman (Schriftsteller)  
Dieter Sturm  
Peter Syda (Oberursel)  
Gerd Teicher (Arzt)  
Prof. Dr. Helga Thomas (Hochschullehrerin)  
Prof. Dr. Michael Theunissen (Hochschullehrer)  
Klaus Traube (Atomwissenschaftler)  
Margarethe von Trotta (Regisseurin)  
Dr. Wolfgang Venohr (Chefredakteur)  
Prof. Dr. Fritz Vilmar (Hochschullehrer)  
Dr. Michael Vogt (TV-Redakteur)  
Klaus Völker (Dramaturg)  
Jürgen P. Wallmann (Publizist)  
Martin Walser (Schriftsteller)  
Gerd Weisskirchen (MdB der SPD)  
Klaus Westermann (Gewerkschafter, Köln)  
Urs Widmer (Schriftsteller)  
Dr. Manfred Wilke (Privatdozent)  
Angela Winkler (Schauspielerin)  
Sigrid Wölffing (Psychotherapeutin)  
Wilhelm Wölffing (Oberst a.D., Dipl. Ing.)  
Peter-Paul Zahl (Schriftsteller)  
Gerhard Zwerenz (Schriftsteller)

Dieser offene Brief ist mit seinen Unterzeichnern der sowjetischen Botschaft mit der Bitte um Weiterleitung an Leonid Bresniew übermittelt worden.

Dabei darf es unserer Meinung nach jedoch nicht bleiben. Bekunden Sie Ihre Unterstützung dieser Initiative durch Mitunterzeichnung und Mitfinanzierung von Anzeigen in Tages- bzw. Wochenzeitungen anlässlich des Besuches von Leonid Breshnew.

Wie Sie sicherlich wissen sind Anzeigen sehr teuer. Daher zwei Bitten:

Unterzeichnen Sie diesen Brief und beteiligen Sie sich an der Finanzierung der Anzeigen mit der Nennung Ihres Namens.

Geben Sie diesen Brief in Ihrem Bekanntenkreis und im Rahmen Ihres politischen Wirkungsfeldes weiter und werben Sie persönlich für die Unterzeichnung und Mitfinanzierung.

Die Zeit ist sehr knapp. Wenn die Anzeigen zum Besuch Leonid Breshnews erscheinen sollen müssen die Unterzeichner bereits bis Sonnabend den 13. November bei uns vorliegen. Um so mehr brauchen wir die Wirksamkeit des Schneeballsystems. Vielen Dank für Ihr Engagement.

gez. Heinrich Albertz, Ingeborg Drewitz, Peter Brandt.



Ich unterstütze den von Robert Havemann initiierten 'Offenen Brief' an Leonid Breschnew und bin mit der Veröffentlichung meines Namens in Zeitungsanzeigen anlässlich des Breschnew-Besuches einverstanden.

Die Namensveröffentlichung kostet für Einzelpersonen je 30 DM, für Gewerkschaftsgruppen und Initiativen 100 DM, für Institutionen und Vereine mindestens 100 DM.

[illegible]

- ☐ Verrechnungsscheck in Höhe von \_\_\_\_\_ DM liegt bei
- ☐ Zahlung in Höhe von \_\_\_\_\_ DM eingezahlt am \_\_\_\_\_  
auf das Postscheckkonto Dr. Peter Brandt, Postscheckamt Berlin West (BLZ 100 100 10) Kto.-Nr. 690 18 – 105
- ☐ Geld (Scheine) liegt bei
- ☐ Ich bitte um Zusendung weiterer 'Offener Briefe' mit Unterschriftslisten. Anzahl der gewünschten Briefe: \_\_\_\_\_

Bitte zurücksenden an: Dr. Peter Brandt, Leibnizstraße 63, 1000 Berlin 12

US  
Rostock









#### Heft 9

INSTITUTUR 2002 : Begrüßung: Dr. theol. habil. Jens Langer, Pastor an St. Marien; Ansprache des scheidenden Rektors, Prof. Dr. rer. nat. habil. Günther Wildenhain, Rector magnificus 1998 bis 2002; Grußwort des Ministers für Wissenschaft und Bildung des Landes Mecklenburg-Vorpommern, Prof. Dr. sc. nat. Peter Kauffold; Ansprache des neuen Rektors, Prof. Dr. phil. habil. Hans Jürgen Wendel, Rector electus 2002 bis 2006, am 1. Oktober 2002 in der St.-Marien-Kirche zu Rostock. - Rostock : Univ., 2002. - 44 S. - Abb.

#### Heft 10

EHRENPROMOTION DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT 2002: WALTER KEMPOWSKI. AKADEMISCHER FESTAKT IN DER AULA AM 13. NOVEMBER 2002. - ROSTOCK : UNIV., 2003. - 47 S. - Abb.

#### HEFT 11

FESTGOTTESDIENST zur Wiedereröffnung der Universitätskirche am Sonntag Misericordias Domini (10. April) 2005. Begrüßung: Prof. Dr. theol. habil. Hermann Michael Niemann, Dekan der Theologischen Fakultät; Einführung des Universitätspredigers: Ansprache von Landesbischof Hermann Beste; Zeremoniale der Amtseinführung; Predigt: Universitätsprediger Prof. Dr. theol. habil. Thomas Klie; Grußwort: Dr. Harald Ringstorff, Ministerpräsident des Landes Mecklenburg-Vorpommern; Ansprache des Rektors, Prof. Dr. phil. habil. Hans Jürgen Wendel: Die Wiedereröffnung der Universitätskirche. - Rostock : Univ., 2005. - 44 S. - Abb.

#### Heft 12

EHRENPROMOTION DER MATHEMATISCH-NATURWISSENSCHAFTLICHEN FAKULTÄT 2005: PROF. DR. RER. NAT. HABIL. HEINZ PENZLIN, JENA. AKADEMISCHER FESTAKT IN DER UNIVERSITÄTSKIRCHE AM 28. OKTOBER 2005. - ROSTOCK : UNIV., 2006. - 64 S. - Abb.

#### Heft 13

AKADEMISCHE FESTVERANSTALTUNG ANLÄSSLICH DES 80. GEBURTSTAGES VON DOZENT DR. PHIL., DR. H. C. YAAKOV ZUR, BAR ILAN UNIVERSITY, RAMAT GAN (ISRAEL), IM INTERNATIONALEN BEGEGNUNGSZENTRUM ROSTOCK E. V. AM 6. MAI 2004. - ROSTOCK: UNIV. 2006. - 59 S. - Abb.

#### Heft 14

EHRENPROMOTION DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT 2006: RECHTSANWALT PETER SCHULZ, HAMBURG. AKADEMISCHER FESTAKT IN DER AULA AM 28. APRIL 2006. - Mit einem Festvortrag von Prof. Dr. phil. habil. Nikolaus Werz „Die Parteien in den neuen Bundesländern“ und einer Dankrede von Rechtsanwalt Dr. h. c. Peter Schulz: „Ich will und werde mich auch in Zukunft ‚einmischen‘...“. - ROSTOCK : UNIV., 2006. - 63 S. - Abb.

#### Heft 15

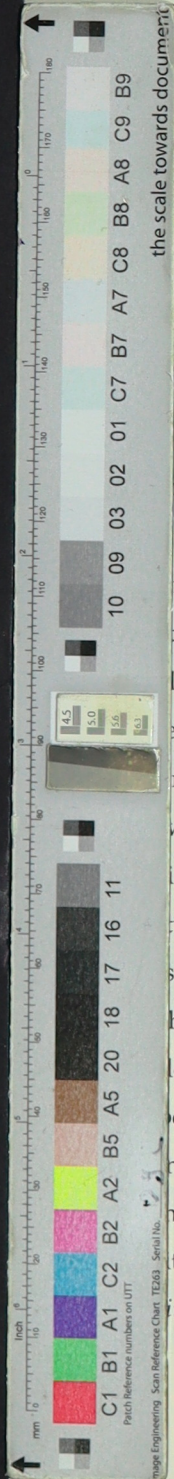
ABSCHIEDSVORLESUNG PROF. DR. HABIL. KERSTEN KRÜGER am 27. Januar 2006 in der Aula der Universität : "Johann Oldendorp und die Reform der Universität Marburg 1560-1564" - ROSTOCK : UNIV., 2006. - 74 S. - Abb.





ISSN 1437-4595





Weißen die Forderung nach dem Zölibat noch  
aber auf eine Pfründe hoffte, der vermied es auto-  
d der Ehe zu treten. Eine statutarische Forderung  
hien daher überflüssig. Die Supplikenrotuli, das  
listen, mit denen Universitätsbesucher bei der  
m Präbenden nachsuchten, vermögen das Aus-  
inden gehofft wurde, eindrucksvoll zu belegen.

hen Fächern treten die *uxorati* zuerst auf? In der  
tlichen Literatur werden regelmäßig Medizin und  
istisch lässt sich dafür kein Nachweis erbringen.  
demgegenüber die zeitliche Reihenfolge, in der  
täten die Verheiratung ihrer Angehörigen zulie-  
den Medizinern schon 1452 erlaubt zu heiraten.  
rtisten und natürlich den Theologen war es dage-  
weiten Hälfte des 16. Jahrhunderts untersagt. In  
its vor der Reformation keine offiziellen Einwände  
ung von Medizinern und Juristen mehr, während  
st ab 1524 verehelichen durften. Zusätzlich können  
hrnehmungen zur Stützung dieser Beobachtungen  
len. So war z.B. dem Ingolstädter Theologieprofes-  
ereits 1497 eine Massierung von Verheirateten in  
n aufgefallen. Bei einer Befragung durch die her-  
den Gebrechen und Mängeln der Universität gab  
tat) *die doctores [der Juristen] haben vasst alle weyber*  
it, *desgleichen die doctoren der artzney*. Deswegen be-